

# Memeler Dampfboot

Die Heimatzeitung aller Memelländer

1 V 4694 E

Erscheint monatlich einmal an jedem 20. -  
Vierteljährlicher Bezugspreis durch die Post 4,80  
DM. - Zu beziehen durch alle Postanstalten. -  
Nichtbelieferung durch höhere Gewalt berechtigt  
nicht zu Ersatzansprüchen. Für unverlangt ein-  
gesandte Manuskripte wird keine Verantwortung  
übernommen. - Verlagsort: Oldenburg (Oldb)



Geschäftsanzeigen kosten die mm-Spaltzeile 70 Pf.,  
Familienanzeigen 50 Pf., Suchanzeigen 30 Pf. -  
Anzeigenschluß 10 Tage vor Erscheinen. Gewähr für  
die Einräumung bestimmter Plätze kann nicht über-  
nommen werden. Gerichtsstand und Erfüllungsort:  
Oldenburg. Verlag F. W. Siebert, Zeitungs- u.  
Buchverlag, 29 Oldenburg (Oldb), Ostlandstraße 14

124. Jahrgang

Oldenburg (Oldb), 20. September 1972

Nummer 9



## Memeler Markt in den dreißiger Jahren

Beschreiben läßt sich das nur unzureichend, welch ein Schauspiel der sonnabendliche Memeler Wochenmarkt in den dreißiger Jahren war. Unser Bild, das von Elsa Sauskojus zur Verfügung gestellt wurde, zeigt nur einen kleinen Ausschnitt des Geschehens, das sich auf mehrere Schauplätze von der Johanniskirche (Bildmitte) bis zur Dange und zum Festungsgraben erstreckte. Die Kulisse für die Hunderte von Bauernwagen geben die Flachswaage, die Auffahrt von Kurschat, das Stadttheater und die Reformierte Kirche (rechts) ab.

# Ostverträge und Aussiedlung

## Enttäuschung hier und dort — Die große Wende läßt auf sich warten

In den Monaten des Tauziehens um die Verträge mit Moskau und Warschau haben die Vertriebenen in ihrer überwiegenden Mehrzahl zwar generell eine Verständigung mit dem Osten bejaht, jedoch starke Einwände gegen einseitige Zugeständnisse erhoben, denen keine Gegenleistungen auf kommunistischer Seite gegenüberstehen. Wenn es Vertriebene gab, die trotz aller Bedenken für eine Annahme der Verträge waren, dann handelte es sich zumeist um Menschen, die noch Angehörige in den polnisch und russisch besetzten deutschen Gebieten haben. Auch aus dem Memelland kamen Briefe, in denen der Hoffnung Ausdruck verliehen wurde, die Ostverträge möchten angenommen werden, damit es endlich zu einer großzügigeren Haltung der Sowjetunion in der Frage der Aussiedlung komme.

Wir wissen nicht, wieviele Memelländer heute noch Anträge bei der sowjetischen Miliz laufen lassen, in die Bundesrepublik ausgesiedelt zu werden. Manche haben im Laufe des letzten Jahrzehnts resigniert und sich damit abgefunden, unter dem Sowjetsystem ihr Leben beschließen zu müssen. Viele aber — mindestens 5000 Personen — erneuern Jahr für Jahr ihre mit viel Laufen und kostspieligem Papierkrieg verbundenen Anträge auf Ausreise. Diese erhofften sich von einer Annahme der Ostverträge eine große Wende. Tatsächlich sind jedoch in den ersten fünf Monaten dieses Jahres nur neunzehn Memelländer in Friedland eingetroffen. Wieviele Deutsche von der Dringlichkeitsliste der Deutschen Botschaft in Moskau — sie enthielt nach Pressemeldungen 700 Namen — inzwischen in Friedland eingetroffen sind, wissen wir nicht.

Im April kamen 138 Deutsche aus der UdSSR, im Mai 235, im Juni 254. Verglichen mit dem Monatsdurchschnitt des Vorjahres, der 95 Aussiedler aus der UdSSR ergab, ist das natürlich ein Fortschritt. Aber es bleibt doch das Gefühl einer großen Enttäuschung — bei den Angehörigen der Zurückgehaltenen sowie bei diesen selbst. Jeder kann sich nämlich selbst ausrechnen, daß, wenn die Aussiedlung selbst in dem heutigen Umfang weiterläuft, die meisten Antragsteller sie nicht mehr erleben werden. Lassen die Russen wirklich nur fünfzig Memelländer jährlich zu ihren Angehörigen ausreisen, so müßten hunderte Jahre vergehen, bis die letzten der 5000 Anwärter an der Reihe sind...

Hat Warschau sich großzügiger als die Sowjetunion gezeigt? Ja, denn die Polen ließen im vorigen Jahr 25 000 Deutsche zu uns ausreisen, also rund 2000 im Monat. Aber auch hier sind die Zahlen wieder rückläufig, obwohl noch 280 000 Aussiedlungsanträge vorliegen. Nachdem die Monatsziffern zu Beginn des Jahres noch bei 1000 lagen (im Mai waren es 1281, im April 1051) gingen sie im Juni auf 991 zurück. Die Polen wollen nach eigenen Angaben von den 280 000 Anwärtern etwa ein Drittel als Deutsche anerkennen und ausreisen lassen. Auch hier wird also nicht nach dem Willen des einzelnen Deutschen gefragt, sondern es erfolgt eine willkürliche Einschränkung durch die dortigen Behörden.

Bei dem augenblicklichen Tempo der Aussiedlung aus Polen und den Ostgebieten unter polnischer Verwaltung würden acht Jahre vergehen, bis wenigstens die herauskommen, die die Polen selbst hinauslassen wollen. Auch das ist nicht annehmbar.

Die Hoffnungen, eine linke Bundesregierung Brand-Scheel würde in Moskau und Warschau auf größeres Entgegenkommen stoßen, haben getrogen. Die großen Erfolge hinsichtlich unserer Spätaussiedler hatten Konrad Adenauer mit seiner Moskau-Reise und die Bundesregierungen, in denen seine Partei die Führungsrolle spielte. In der CDU-Ära kamen 8500 Memelländer in die Bundesrepublik. Die Aussiedlung aus den

polnisch besetzten Gebieten betrug während der letzten sieben Jahre immer 1000 im Monatsdurchschnitt, eine Zahl, auf die wir nun trotz Warschauer Vertrag wieder zurückgesunken sind.

Auch die bescheidenen Hoffnungen unserer Landsleute in der Heimat, jetzt leichter zu einem Visum für einen Verwandtenbesuch in der Bundesrepublik zu kommen, wurden nicht erfüllt. Wie wir an anderer Stelle berichten müssen, sind selbst die Laufzeiten der Briefe in der letzten Zeit wieder länger geworden. Päckchen brauchen Wochen und Monate. Daß Memelländer ihre Verwandten in der Heimat besuchen können, wagt heute niemand mehr zu hoffen. Die einzige Möglichkeit ist im Augenblick, eine Touristenreise nach Wilna oder Riga oder Leningrad zu buchen und sich dort mit seinen Angehörigen zu treffen. Betrogen fühlen sich auch die Memelländer in der Heimat, die auf Touristenreisen in andere Oststaaten hofften, z. B. nach Prag, Warschau oder an die rumänische und bulgarische Schwarzmeerküste. Auch hier hätten sich Möglichkeiten eines Familientreffens ergeben, und das Gefühl des Einsperrens wäre nicht so drückend geblieben.

## Deutschlandpolitik bleibt Wahlkampfthema

Von Staatssekretär a. D. Helmut Gossing

Vizepräsident des Bundes der Vertriebenen

**Wie bekanntgegeben wurde, sieht das Programm des Parteivorsitzenden der CDU, Dr. Rainer Barzel, vor, die Innenpolitik, vor allem die Stabilitätspolitik in den Mittelpunkt des Wahlkampfes zu stellen. Der stellvertretende Parteivorsitzende Ministerpräsident Kohl erklärte, daß die CDU die Deutschland- und Ostpolitik keineswegs aus der Wahlkampfdiskussion ausklammern wolle. Nachfolgend nimmt BdV-Vizepräsident Gossing zu dieser Frage Stellung.**

Wer die Bonner und Moskauer Verlautbarungen zum zweiten Jahrestag der Unterzeichnung des deutsch-sowjetischen Vertrages so treuherzig aufnimmt, wie sie vorgebracht wurden, der braucht sich um Deutschlands Zukunft keine Sorgen zu machen. Er darf zur Kenntnis nehmen, daß sich das Verhältnis der Bundesrepublik Deutschland zum kommunistischen Osten „wesentlich gebessert“ hat, daß der Vertrag im Zusammenhang mit dem Berlin-Junktim „erhebliche menschliche Erleichterungen“ und im Zusammenhang mit dem Warschauer Vertrag und der Aussiedlungs-„Information“ auch Erleichterungen für die Deutschen in den polnisch verwalteten Gebieten gebracht hat.

Wem das vielleicht ein bißchen wenig erscheint für die in Artikel drei des Moskauer Vertrages und analog im Warschauer Vertrag gleich dreifach festgezurte faktische Anerkennung des Status quo an Oder und Neiße, an Elbe und Werra, der Hinnahme also der Teilung und Abtrennung dieser Gebiete von Deutschland „als Ganzem“, dem wird offenbart, daß die Erregenschaften des 12. August 1970 ja noch nicht alles seien — daß — so Bundeskanzler Brandt zum Jahrestag — die Ostpolitik konsequent fortgesetzt und durch ihr Hauptstück, den Grundvertrag mit der „DDR“, womöglich noch in diesem Jahr, vielleicht sogar vor den Wahlen, gekrönt werden soll.

Dem stehen zunächst die Ausführungen des neuen amerikanischen Botschafters in der Bundesrepublik, Martin Hillenbrand, entgegen, der meint, daß die USA alles tun würde, um die Finnlandisierung Europas zu vermeiden und der gleichzeitig die Bezie-

hungen zur Bundesrepublik Deutschland als gut bezeichnete. In der Diplomaten-sprache kann man diese Bemerkungen als einen Wink mit dem Zaunpfahl werten, wie auch die vielsagende Bemerkung, daß volles Vertrauen zwischen USA und Bundesrepublik unabdingbar sind. Verstommen wollen auch nicht die Gerüchte dahin, daß Westmächte hinsichtlich der Verhandlungen mit der „DDR“ über einen Grundvertrag vor Eile und Aufgabe wichtiger Positionen gewarnt haben.

Ganz anders lauten allerdings die Auspizien der Opposition zu den Folgen der Deutschland- und Ostpolitik der Bundesregierung. Zum Jahrestag hat sie sich zwar hohen Ortes nicht zu Wort gemeldet, aber CDU-Generalsekretär Kraske hatte schon kurz zuvor anlässlich einer ersten Skizzierung des Wahlprogramms, in der er vorwiegend innenpolitische Probleme in den Vordergrund rückte, auch außenpolitisch eine „verheerende“ Bilanz gezogen. Der Streit in Berlin um die Sofort-Besuche, die polnische Misere, das Aussiedler-Desaster und die Jaroszewicz-Forderungen würden — so Kraske — mit erschütternder Deutlichkeit zeigen, wie berechtigt die Kritik der Opposition an den Ostverträgen gewesen sei. Auch sei zu befürchten, daß die viel berufenen menschlichen Erleichterungen nicht Gegenstand des künftigen „DDR“-Vertrages seien, sondern daß wieder nur wie bei der Aussiedlung Nebenabreden getroffen werden würden, die dann post festum nicht mehr eingehalten werden.

Nun kommt diese Einsicht über die bösen Folgen der Verträge zumindest bei Kraske etwas spät, denn gerade er hatte

sich, wie erinnerlich, „aus wohlwollenden Gründen“ für ein Ja zur Ratifizierung ausgesprochen, ehe er sich auf der Basis der von Partei- und Fraktionschef Barzel kreierten „Gemeinsamen Entschließung“ mit der überwältigenden Mehrheit der CDU/CSU für Stimmenthaltung entschied. Aber wie dem auch sei, bei einer derart kontroversen Beurteilung der Lage müßte man eigentlich als selbstverständlich antehmen, daß die Deutschland- und Ostpolitik auch nach Ratifizierung der Verträge bzw. gerade wegen ihrer Ratifizierung und ihren überwiegend negativen Folgen ein Hauptthema des kommenden Wahlkampfes sein wird.

Aber wer so denkt, hat nicht mit dem starren Blick unserer Politiker auf die Auren von heute, die mehr als fragwürdigen Meinungsbefragter gerechnet. Das eine oder andere Institut will festgestellt haben, daß die Ostpolitik nach der Ratifizierung der Verträge kein sonderliches Interesse mehr im Volke finde. Die „Sache sei in Ordnung“, der „Friede gerettet“, sagen diesen Befragungen zufolge die einen, sagt ein unentwegt obrigkeitgläubiges, aber wohl auch gedankenträges Publikum, das sich sorglos von der riesigen Friedenspropagandawelle mitziehen läßt. Als ob der Frieden, „vor den Verträgen“ auch nur im geringsten gefährdet gewesen wäre, als ob Gefahr bestanden hätte, daß sowjetische Panzer über die Elbe-Werra-Brücken rollen und mutwillig einen Strauß mit den NATO-Panzern riskieren wollten, falls Bonn die Ostverträge nicht zu den Bedingungen der Gegenseite unterzeichne!

Ein anderer Teil des Volkes, jene Kräfte, denen die Verträge mitsamt den möglichen negativen Folgen vordem erhebliches Unbehagen bereitet haben, hätten sich diesen Umfragen zufolge mit der Tatsache der Ratifizierung abgefunden, die Sache sei „gelaufen“ und somit nichts mehr daran zu ändern.

Nun gibt es zwar solche Stimmen, aber es gibt auch andere. So hat eine bekannte Vertriebenenzeitung mit hoher Auflage bei einer Leserumfrage kürzlich festgestellt, daß 69 Prozent auch mit der Haltung der Opposition bei der Abstimmung über die Ostverträge nicht einverstanden sind und daß sich die Haltung der Parteien bei der Ratifizierung bei 63 Prozent der befragten Leser bei ihrer Wahlentscheidung auswirken werde. Gewiß, das ist ein durch das Vertreibungsresultat „vorbelasteter“, allerdings auch ostpolitisch in besonderem Maße erfahrender und hellhöriger Teil des Volkes, eine Wählergruppe, die mit ihrem Nein zu den Verträgen, wie auch die Erklärung der 28 CDU-Abgeordneten bei der Abstimmung im Bundestag zeigte, keineswegs allein steht.

Dies ist doch die Ausgangslage, die den Walkampfstrategen insbesondere der Opposition zu denken geben sollte: Der minimale Abstand zwischen CDU/CSU und SPD/FDP bei dem Wahlergebnis von 1969 hat sich durch den Übertritt von Abgeordneten der SPD und FDP zur Opposition bis hart an die Paritätsgrenze verschoben. Und das nicht wegen der gewiß durchaus prekären Wirtschafts- und Finanzpolitik der Bundesregierung, sondern – wie die Fälle Mende, Starke, Zoglmann, Hupka, Kühlmann-Stumm – vier Vertriebene, ein Einheimischer – zeigen, wegen der Deutschland- und Ostpolitik der SPD und FDP. Diese Gewissensentscheidung ist alles andere als „rein privat“. Sie ist repräsentativ für die Sorgen und Bedenken eines bestimmten Wählerpotentials. Sie schlägt sich auch im Parteiwechsel im Volke nieder.

Für die Oppositionsparteien bedeutet dieser Vertrauenszuwachs eine hohe Verpflich-

tung und sollte auch Konsequenzen für den Wahlkampf nach sich ziehen. Die Masse der Stammwähler wird zwar so oder so ihren Parteien treu bleiben, so daß etwa mit einem stabilen Prozentsatz von 45 zu 45 je für CDU/CSU und SPD/FDP gerechnet werden kann. Bei der Wahl wird es jedoch entscheidend neben den sogenannten Schiller-Wählern auf jenen Teil der restlichen zehn Prozent ankommen, die der Deutschland- und Ostpolitik der Regierung nicht nur ausgesprochen kritisch gegenüberstehen, sondern auch gegenüber der Haltung der Opposition bei der Ratifizierung schwere Bedenken anzumelden haben. Für ihr Votum ist die Sache der deutschen Selbstbehauptung mindestens ebenso wichtig wie die Frage nach den privaten, existenziellen Sorgen. Daß ein Großteil der Vertriebenen zu dieser Wählergruppe gehört, dürfte allgemein bekannt sein.

Für die CDU/CSU kommt es somit darauf an, ihr Verhalten bei der Ratifizierung der Verträge und in der Folgezeit insbesondere gegenüber dieser Wählergruppe glaubwürdig und staatspolitisch vertretbar auszuweisen. Mit Recht wird sie dabei auf die „Gemeinsame Entschließung“ des Bundestages hinweisen, mit der die Verträge als ein Provisorium, als eine vorläufige Regelung charakterisiert werden, die „eine friedensvertragliche Regelung für Deutschland“ nach Maßgabe des Selbstbestimmungsrechtes nicht vorwegnehmen und „keine Rechtsgrundlage für die heute bestehenden Grenzen schaffen“.

Das gilt für die westlichen Verbündeten, die wieder auf die Linie des § 7 des Pariser Vertrages gebracht werden müssen, wie für den gesamtdeutschen Souverän, der in der Opposition endlich seinen Interessenwahrer bis zu einem frei ausgehandelten Friedensvertrag finden muß. Insgesamt muß die Opposition bessere Lösungen für Deutschland und die Deutschen als den Status quo anstreben. Der Bund der Vertriebenen hat der Unionsfraktion eine seine Auffassungen detailliert wiedergebende Aufstellung übergeben. Das Papier bleibt Grundlage des Verhältnisses der Vertriebenen zu den Unionsparteien und diese wären gut beraten, wenn sie diese Vorstellungen berücksichtigen würden. Der Verfasser dieses Artikels hat Anlaß, diese Notwendigkeit in dieser Stunde zu betonen.

Daß SPD und FDP dieser Entschließung nur aus ratifizierungstaktischen Gründen zugestimmt und den konträren Auslegungen der Vertragspartner auch danach nicht nachdrücklich widersprochen haben, wird der Wähler zur Kenntnis nehmen. Er wird aber auch zu prüfen haben, ob und inwieweit die Opposition hinsichtlich der Aufwertung dieser Entschließung in der binnendeutschen Auseinandersetzung und im zwischenstaatlichen Bereich, so beispielsweise anlässlich der Entscheidung des Vatikans über die Diözesanregelung, der Jaroszewicz-Forderungen und des Aussiedlerrückganges Geltung verschafft haben, bzw. ob sie in diesen Fragen mit entsprechendem Nachdruck bei der Bundesregierung interveniert haben.

Ein zweiter Punkt, der das Wahlverhalten der Heimatvertriebenen vor allem mitbestimmen wird, ist die **Kandidatenfrage**. Sie haben sich damit abgefunden, daß die Koalitionsparteien – wie zuletzt der Fall Hupka gezeigt hat – kritisch engagierte Vertriebene lieber gehen als kommen sehen. Sie wissen aber auch spätestens seit den Vorgängen um die Ratifizierung der Verträge, daß es auch in der CDU Kräfte gibt, die einem Zuwachs aus dem politisch engagierten Lager der Vertriebenen widerstreben. Soviel aber ist sicher: Wenn sich diese Tendenzen bei der

Aufstellung der Kandidaten und bei der weiteren Darstellung der Deutschland- und Ostpolitik durchsetzen, dann wird die CDU und mit ihr die CSU die Schlacht um die 1,6 Millionen zusätzlicher Wähler, so viele brauchen die Oppositionsparteien für die absolute Mehrheit, nicht gewinnen.

In den nächsten Tagen und Wochen werden die Parteien ihr Wahlverhalten bestimmen und die Kandidaten aufstellen. Dem Verfasser dieser Zeilen liegt jede Absicht fern, diese Beschlüsse zu beeinflussen. Die vorstehenden Ausführungen wie auch frühere interne und öffentlich von mir geäußerte Bedenken zur Deutschland- und Vertriebenenpolitik der Parteien sind lediglich kritische Überlegungen zur Lage. Worauf es mir ankommt, ist nicht, für eine Partei um der Partei willen zu werben, sondern mit konstruktiver Kritik dazu beizutragen, daß die Lage aller Deutschen, daß sich das Schicksal Deutschlands durch eine weit-schauende konstruktive Friedenspolitik zum Besseren wendet, daß Schaden für Volk und Land verhütet wird und daß zur Verfolgung dieses Ziels entsprechende parlamentarische Voraussetzungen geschaffen werden.

---

WIRB AUCH DU

*einen neuen Leser*

FÜR DEIN HEIMATBLATT!

---

### „Traurige Bilanz“ der Ostpolitik

Die derzeitige bedauerliche Entwicklung in Polen, die Erklärungen des polnischen Ministerpräsidenten, die traurige Bilanz der Heimführung der Aussiedlungswilligen und der Streit in Berlin um die Sofortbesuche, zeigten mit erschreckender Deutlichkeit, wie berechtigt die Kritik der Opposition und ihre Warnungen vor Monaten und Jahren waren, man solle die Verhandlungen mit mehr Geduld und mit weniger Zeitdruck und Erfolgszwang führen. Das erklärte der Generalsekretär der CDU, Dr. Konrad Kraske im Süddeutschen Rundfunk. Als ein „deprimierendes Zeichen“ für die Entwicklungen der deutsch-polnischen Beziehungen nach der Ratifizierung des Warschauer Vertrages wertete der parlamentarische Geschäftsführer der CDU/CSU-Fraktion Olaf von Wrangel die rückläufige Zahl der Aussiedler aus den polnisch besetzten deutschen Ostgebieten und die Interpretation des Warschauer Vertrages durch den polnischen Ministerpräsidenten Jaroszewicz. opr

### Dürfen Kommunisten evangelische Pfarrer sein?

Die Mitgliedschaft von zwölf evangelischen Pfarrern und Vikaren und 38 evangelischen Theologiestudenten in der Deutschen Kommunistischen Partei (DKP) hat eine Grundsatzdiskussion unter westdeutschen Marxisten ausgelöst. Während auf der einen Seite orthodoxe BRD-Kommunisten die Ansicht vertreten, man müsse Theologen von einem Eintritt in die DKP abraten, da sich deren Glaubensposition mit dem „historischen Materialismus“ nicht vertrage, sind progressive Genossen der Ansicht, es sei durchaus möglich, als Christ für einen entschiedenen Sozialismus einzustehen und sich an eine Partei zu binden, die für eine gleichheitsbewußte Gesellschaft eintrete, die mit christlichen Gemeinschaftsvorstellungen durchaus vereinbar sein.

# 300 Memelländer in Flensburg

## Ein harmonisches und gelungenes Ostseetreffen 1972

Für den 20. August 1972 hatte die Flensburger Memellandgruppe zum Ostseetreffen ins Soldatenheim Flensburg-Weiche eingeladen. 300 Memelländer aus dem norddeutschen Raum waren diesem Ruf gefolgt und so konnte der 1. Vorsitzende der Gruppe, **Benno Kairies**, Landsleute aus Celle, Hannover, Hamburg, Kiel und Neumünster, die zum Teil mit Omnibussen angereist waren, begrüßen. Auch der jetzt in den USA lebende Landsmann **Kuljurgis**, der einen Urlaub in Ahlen i. Westf. verbringt (früher Memel-Bommelsvitte), hatte den weiten Weg nach Flensburg gemacht, um Bekannte wiederzusehen.

Als Gäste wurden der 1. Vorsitzende des Kreisverbandes vertriebener Deutscher Flensburg-Stadt und -Land, Herr Dr. Mühlroth, Herr Drenk vom Vorstand der Kreisgruppe der Landsmannschaft Ostpreußen Flensburg sowie ein Vertreter des Flensburger Tageblattes willkommen geheißen.

Vom Bundesvorstand der AdM waren vertreten: Der Bundesvorsitzende Landsm. Preuß, Frau Gerlach (Frauenreferentin), Ldsm. Stephani (stellvertr. Vors. u. Jugendreferent), Ldsm. Buttke (stellvertr. Vors. u. Kreisvertreter Heydekrug) und Ldsm. Schützler (Kreisvertreter Memel-Land).

Der bis auf den letzten Platz besetzte Saal des neuen Soldatenheimes war festlich geschmückt und bot so einen würdigen Rahmen für das vorbereitete Programm, in dessen Mittelpunkt die Filme „Kurenfischer“ und „Einst unter dem Kurenwimpel“ gestellt worden waren. Ldsm. Preuß gab dazu eine kurze Einführung und Charakteristik der Kurischen Nehrung sowie ihrer Bewohner und verband beide Filme durch den Vortrag von Gedichten von Fritz Kudnig und einer Sage aus dem im letzten Jahr erschienenen Buch von Henry Fuchs „Die Bewohner der Kurischen Nehrung im Spiegel ihrer Sagen“. Die Zuschauer waren durch den Filmvortrag sehr beeindruckt und fühlten sich in der Erinnerung an die ehemalige Dünenlandschaft in die Zeit zurückversetzt, in der sie die herrliche Nehrung durchwanderten oder dort ihren Urlaub verlebten. Der Eisenbahnerchor „Glück zu“ Flensburg, der sich dankenswerterweise für die Mitgestaltung des Ostseetreffens zur Verfügung gestellt hatte, wartete mit ausgezeichnet vorgetragenen Volksliedern auf und trug so zum guten Gelingen des Vormittags bei. In seinem Schlußwort ging der Bundesvorsitzende der AdM auf den Grenzlandcharakter Schleswig-Holsteins, Ostpreußens und des Memelgebiets ein. Dabei führte er aus:

War nicht die Kiefer stets mein  
Ebenbild?  
Karg war mein Brot und karg mein  
Lebensraum;  
drum wuchs ich knorrig wie ein  
Kiefernbaum.  
Und alles, was im Leben ich geschafft,  
sog, wie die Kiefer, aus dem Kampfe  
Kraft.

Wie die Bewohner der Kurischen Nehrung in ihrem Charakter und in ihrer Lebensführung von der sie umgebenden einmalig schönen aber harten Natur geprägt wurden, sind wir Memelländer insgesamt und die Nehrung zusätzlich in unserer staatsbürgerlichen Haltung durch steten Kampf um unser deutsches Volkstum und unser deut-

liches Vaterland geformt und gestärkt worden. Wenn auch die deutsche Ostgrenze über 500 Jahre lang beständig und eine der stabilsten in Europa war, so wirkt sich der Charakter einer Grenzprovinz nach Osten hin ohne Zweifel auf die ostpreußische Bevölkerung aus. Die Treue zu Preußen und zum Deutschen Reich waren stark ausgeprägt. Die Voraussetzung für dieses Staatsbewußtsein waren die Liebe und die Verbundenheit zur angestammten Heimat. Bei den Memelländern wurde diese Verbundenheit und Verwurzelung noch besonders durch den Volkstumskampf während der Abtrennung von Deutschland und der Ostpreußischen Mutterprovinz von 1923–1939 gefördert.

Daher sind wir auch heute, trotz allem was gerade in letzter Zeit im politischen Bereich geschehen ist, mit unserer Heimat nach wie vor stark verbunden. Niemand wird dies besser verstehen können, als die Grenzbevölkerung Schleswig-Holsteins in dieser nördlichsten Stadt unserer Bundesrepublik — Flensburg. In diesem deutschen Grenzland ist es nach dem Kriege jedoch gelungen, ein Staatsgrenze zu einer Demarkationslinie werden zu lassen, über die hinweg die Bevölkerung zweier Staaten so gut wie ungehindert hin und her pendeln kann. Die jüngsten Verträge nach Osten hin haben dagegen Demarkationslinien zu Staatsgrenzen erhoben, und die Bevölkerung auf der östlichen Seite dieser Demarkationslinie, die genauso deutsch ist wie wir, wird nach wie vor in ihrer Bewegungsfreiheit behindert.

Wir sollten trotzdem nicht den Mut verlieren, uns weiterhin mit der aus unserer Heimatverwurzelung herrührenden verfügbaren Kraft für Selbstbestimmung, Einheit, Recht und Freiheit einzusetzen, damit diese Werte dem Menschen erhalten bleiben und er sich nicht eines Tages wieder einer sozialistischen Ideologie, egal welcher Prägung, zu unterwerfen hat.

So hoffe ich, meine Damen und Herren, daß unser Zusammengehörigkeitsbedürfnis, daß auch Sie heute hier wieder bekräftigt haben, uns noch recht oft auf unseren Heimattreffen zusammenführt. Wo wir Memelländer uns versammeln, da sind wir eine Heimatgemeinschaft; da erinnern wir uns unserer Kindheit und unserer Jugend, unserer gemeinsamen Erlebnisse. Da gedenken wir unserer Angehörigen, Verwandten und Freunde, die heute nicht mehr unter uns sind; und wir spüren, daß die gemeinsame Heimat eine Verbindung geschaffen hat, die stark und beständig ist. Diese Verbindungen gilt es zu pflegen, auszubauen und neuzuschaffen wo immer es sich örtlich ermöglichen läßt.

Wir, die Arbeitsgemeinschaft der Memellandkreise und ihre bestehenden Memellandgruppen, werden weiterhin bemüht bleiben, Ihnen, wie bisher, Treffpunkte und Veranstaltungen anzubieten und bekanntzumachen, um die Verbindung nicht abreißen zu lassen. Wenden Sie sich mit Ihren Anliegen an unsere Geschäftsstelle in Oldenburg und informieren Sie sich an den Veröffentlichungen im „Ostpreußenblatt“, das wöchentlich, und im „Memeler Dampfboot“, das monatlich erscheint.

Ich bedanke mich nochmals für Ihre heutige Teilnahme an dem jährlichen Ostseetreffen, sowie für Ihre dargebrachte Auf-

merksamkeit, und wünsche Ihnen für den weiteren Verlauf des Tages hier im Flensburger Soldatenheim noch recht frohe, angenehme und erinnerungsreiche Stunden.

Die Teilnehmer am Ostseetreffen konnten sich nach eigenemommenem Mittagessen bei Spaziergängen im an das Soldatenheim anschließende Lärchenwäldchen und bei einem Bad in der nahebei liegenden Schwimm-Anstalt erfrischen. Eine ganz mutige Memelländerin aus Kiel unternahm als Fluggast sogar einen Segelflug vom Übungsgelände für Segelflieger aus, das sich auch ganz in der Nähe befindet. Ab 15 Uhr spielte die Kapelle Klaus Müller zum Tanz auf und sorgte für muntere Unterhaltung durch bekannte Weisen. Die mit Bussen aus Hamburg und Kiel angereisten Memelländer wurden um 18 Uhr, als sie sich leider auch zu früh auf den Heimweg machen mußten, mit dem gemeinsam gesungenen Lied „Kein schöner Land in dieser Zeit“ bis zum nächsten Wiedersehen herzlich verabschiedet. Die in der näheren Umgebung Flensburgs wohnende Besucher des Ostseetreffens blieben in fröhlicher Runde bis 20 Uhr beisammen. Es war erfreulich zu beobachten, daß vereinzelt anwesende gebürtige Hamburger und Schleswig-Holsteiner sich sehr schnell in die Familie der Memelländer einlebten und in ihr recht wohl fühlten.

Auch dieses bei herrlichem Sommerwetter in harmonischer Gemeinschaft verlaufene Treffen bewies erneut die weiterbestehende starke Verbundenheit der Memelländer und die Notwendigkeit der Durchführung solcher Zusammenkünfte auch in der Zukunft. Den an der Vorbereitung und Durchführung des Ostseetreffens 1972 Beteiligten sei an dieser Stelle nochmals herzlicher Dank gesagt.

## Regentage

Wieder ist eine Woche dahin. Der Lärm des Alltags ist verstummt. Still zieht der Tag des Herrn ein. Mit ihm erwachen Wünsche: schönes, sonniges Wetter, Erholung in der Natur.

Lange vor dem Wachwerden ist der Geist tätig. Noch träumend siehst du dich auf dem Dampfer, der dich hinüberträgt aus der Enge der Stadt in den großen Frieden der Natur, wo sich schon die Blätter von Baum und Strauch herbstlich zu färben beginnen. Das Wasser hörst du rauschen. Hei, wie sich der Steven des Schiffes hineingräbt in die klaren Fluten, daß der aufschäumende Gischt dich fast trifft.

Da bist du wach geworden. Was ist denn das? Noch liegst du doch, weit vom Wasser entfernt, in deinem Bett, und es rauscht genau so wie im Traum? Es ist genau acht Uhr, und nur ein zaghafter Lichtschimmer fällt durchs Fenster. Grau verhangen ist der Himmel, und gleich dünnen Bindfäden strömt der Regen herab. Das war das Rauschen! Der Steven deines Hoffnungsschiffleins tauchte in die nassen Fluten!

Fast überkommt mich ein Gefühl der Traurigkeit. Ach, du lieber Mensch, wenn du wüßtest, welchen Reiz ein Regentag in sich birgt! Du würdest stille werden wie ich und durch die nassen Scheiben gucken. Dabei wird das Herze so ruhig. Die vielen Wasserlachen muten wie zitternde Spiegel an. Vom nahen Turme erklingen die Glocken. Da schwinden die düsteren Gedanken. Es wird so hell um dich. Deine vier Wände siehst du anders, froher, heimischer an, und durch den Jubel deiner Seele dringt die Sonne.

Noch immer regnet es, doch ich bin dem Himmel dankbar dafür. Auch Regentage haben ihren Reiz!  
**Fritz Carl Kruschinski**

# BdV-Präsident Dr. Czaja zum Tag der Heimat 1972

In einer Erklärung zum diesjährigen Tag der Heimat hat der Präsident des Bundes der Vertriebenen, Dr. Herbert Czaja MdB, zu aktuellen Aufgaben der Vertriebenen Stellung genommen. Erstes Ziel bleibe das friedliche und demokratische Ringen um eine bessere Lage der Deutschen und Deutschlands, um Gerechtigkeit für die Ostdeutschen, um einen gerechten und tragbaren Frieden für Deutschland.

Wie Dr. Czaja betonte, müssen sich die Vertriebenen trotz der Enttäuschung über die politischen Entscheidungen zu den Ostverträgen eine ausreichende Plattform für parlamentarische und politische Wirksamkeit bei Bund und Ländern sichern. Der Versuch, einen Grabhügel über dem Recht auf Heimat zu errichten, mißlang, weil die Heimat als formende Kraft in den Organisationen, den Gruppen und dem Denken der Menschen lebendiger denn je ist.

Dem Bestreben, die Entschließung des Bundestages dadurch zu entwerfen, daß man das Offenhalten der deutschen Frage nur noch im Hinblick auf Rechte und Verantwortlichkeiten der Siegermächte, nicht aber im Hinblick auf die zukünftigen politischen Entscheidungen der Bundesrepublik Deutschland zu interpretieren sucht, muß energisch entgegengetreten werden. Die Vertriebenen werden in den nächsten Wochen genau beobachten, wer die Versuche zur vertraglichen Vertiefung der deutschen Teilung fördert. Sie werden dafür jene unterstützen, die für den Bestand Deutschlands, wie es das Grundgesetz vorsieht, eintreten.

Mehr denn je gibt der Tag der Heimat zu der bitteren Feststellung Anlaß, daß verantwortliche Organe des Staates sich der Schutzpflicht für die schwer bedrängten, unter fremder Verwaltung diskriminierten deutschen Staatsangehörigen zu entziehen versuchen, in einer Zeit, da die Deutschen in den Oder-Neiße-Gebieten unter schwerer, von übersteigertem Nationalismus geführter Verfolgung stehen.

An das polnische Volk richtete Dr. Czaja den Appell, nicht zu gestatten, daß die Kommunisten, um von den eigenen Schwierigkeiten abzulenken, den Bogen des Nationalismus überspannen. Man müsse einen Weg für einen gerechten Ausgleich suchen, in dem nicht ein Volk des anderen Knecht sei oder in Furcht vor ihm leben müsse.

Wenn der polnische Außenminister nach seinen und seines Ministerpräsidenten massiven Einmischungsversuchen in die innerdeutsche Politik in diesen Tagen Bonn besucht, müßte die Regierung ihre überfällige Pflicht erfüllen. Sie muß dem Vertreter des polnischen Staates eindeutig erklären, daß sie nicht gewillt ist, die ständige Verletzung der Voraussetzungen des ohnehin fragwürdigen Warschauer Vertrages im humanitären Bereich der Familienzusammenführung und der Freizügigkeit an Deutschen hinzunehmen.

Die Bundesregierung sollte prüfen, ob das Verfahren zur Aussetzung der Geltung des Vertrages im Sinne der Wiener Vertragskonvention einzuleiten ist, wenn die Vertragsverletzungen von polnischer Seite fortgesetzt werden. Sie muß entschieden Verwahrung gegen die Einmischung Polens in die Gestaltung der innendeutschen Beziehungen, die Bestrebungen, Deutsche im Sinne

polnischer kommunistischer Geschichtsschreibung umzueroziehen, und die anmaßende Forderung, eine große Zahl deutscher Gesetze zu ändern, anmelden. Sie muß deutlich machen, daß sie die grundgesetzlich verankerte Meinungsfreiheit für alle Organisationen, die im Rahmen ihrer Satzung und des Grundgesetzes tätig sind, gewährleistet.

Gerade am Tag der Heimat sollten sich die Deutschen solidarisch gegen den stillschweigenden Wandel unseres Staatsbewußtseins und der Verfassung aussprechen. Aus einem Staat, der in Verantwortung für ganz

Deutschland zu handeln hat, der Bundesrepublik Deutschland, darf nicht stillschweigend ein von Deutschland gelöster Teilstaat, eine westdeutsche Bundesrepublik, werden.

In der deutschen Geschichte hat im spannungsreichen 19. Jahrhundert das Volk selbst die Verantwortung für die ganze Nation lebendig erhalten. Heute geht es dabei ebenso um die Freiheit der Deutschen in einem in Freiheit und Sicherheit geeinten Europa wie überhaupt um die Freiheit aller Europäer in einem föderalen Zusammenschluß ihrer Völker. Der Bund der Vertriebenen erneuert am Tag der Heimat 1972 sein Bekenntnis zur Überwindung der Spaltung Deutschlands und der Schwierigkeiten in der politischen Einigung Europas. Er erneuert sein Bekenntnis zum zähen und geduldigen Ringen um die Verwirklichung der Selbstbestimmung, des Rechts auf die Heimat, um die Sicherung der Freiheit, des ungestörten Zusammenlebens der Deutschen und Europäer und eines gerechten Friedens.

## OFFENER BRIEF

### zu dem Schlußwort des AdM-Vorsitzenden Herrn Preuß auf dem Hannover-Treffen

Sehr geehrter Herr Vorsitzender!

Als Memelländer erlaube ich mir zu Ihren Ausführungen folgendes zu sagen:

Ich bin davon überzeugt, daß auch Sie im Grunde Ihres Herzens über die Haltung der Unionsparteien im Bundestag und besonders im Bundesrat schwer enttäuscht waren. Trotzdem müssen alle Leser des „Memeler Dampfboot“ in Ihren Schlußworten eine deutliche Werbung für die Unionsparteien erkennen, weil Sie von einer Aufspaltung der Wähler sprechen, falls diese ihre Stimme einer neuzugründenden oder bestehenden Rechtspartei geben würden, die von ihren linken Gegnern als radikal und nationalistisch diffamiert würde. Vorsichtshalber haben Sie hinzugesetzt: „egal, ob begründet oder unbegründet.“ Sie behaupten sogar, daß eine solche nationale Partei ein Schaden für die Bundesrepublik Deutschland – das Wort Deutschland haben Sie Gottseidank nicht erwähnt – wäre. Wenn Sie dann an uns Memelländer appellieren (was auch für alle Bundesbürger gelten würde), durch überlegtes, verantwortungsbewußtes, staatsbürgerliches Verhalten dafür zu sorgen, daß wir weiter in einem freiheitlichen Rechtsstaat leben können, dann müssen wir gerade als Memelländer und Wähler bei den kommenden Bundestagswahlen für eine Partei eintreten, die in ihrem Programm unabwiegend zu dem Grundgesetz zu stehen und nach der Präambel unserer Verfassung „die Wiedervereinigung Deutschlands mit allen Kräften voranzutreiben“ sich zur Pflicht gemacht hat. Es ist Ihnen, Herr Vorsitzender, zur Genüge bekannt, daß gerade in den kommunistisch regierten Ländern oft der Nationalismus stark ausgeprägt ist (und nach Bedarf propagiert wird), wovon die umgeschulten Bundesbürger sich eine Scheibe abschneiden könnten. Darum gleicht es einem Rufmord, wenn nationaldenkende Deutsche als Radikale verschrien und als Buhmänner hingestellt werden. Ich als Memelländer glaube mich mit der überwiegenden Mehrheit meiner engeren Landsleute einig, wenn ich von unserem Vorsitzenden verlange, daß er so-

viel Zivilcourage aufbringt, uns deutlich zu sagen, daß Abgeordnete, die uns durch ihr Verhalten im Bundestag und Bundesrat um unsere Heimat und unser Selbstbestimmungsrecht gebracht haben, **nicht wählbar sind**, ob es sich nun um SPD, FDP oder CDU handelt. Auch Sie, Herr Vorsitzender, wissen, daß die gemeinsame Entschließung dieser Leute zu den ungleichen Ostverträgen von den östlichen Vertragspartnern nicht anerkannt wird, die deutlich und wörtlich erklärt haben, daß für sie nur die Texte und nichts als die Texte der ungleichen Verträge in Frage kommen. Darum ist jede Erwähnung dieser gemeinsamen Entschließung in Ihrem Schlußwort als eine Errungenschaft der Unionsparteien abwegig, denn sie ist keineswegs eine „gute Tat“ einer in Zukunft wählenden Partei, nämlich der CDU. Gerade diese CDU hat durch ihr Ja im Bundestag und durch ihr Ja im Bundesrat jene Verträge ermöglicht und unsere Heimat feierlich preisgegeben, obwohl sie gerade noch bei den Wahlen in Baden-Württemberg den Auftrag vom Volk (auch durch Zurückziehung der NPD Kandidaten) erhalten hatte, die Verträge abzulehnen oder zu allermindest aufzuschieben. Nicht einmal letzteres hat die CDU getan und sich dadurch für alle Zeiten als Verzichtler auf unsere Heimat gebrandmarkt.

Auch Sie, Herr Vorsitzender, müßten wissen, daß die NPD vom Tage ihrer Gründung bis heute nicht einen Fingerbreit von ihrem Programm abgewichen ist, was Gesamtdeutschland betrifft. Wenn Sie nur einmal eine Versammlung der NPD besucht hätten, würden Sie auch festgestellt haben, daß gerade diese Partei, die von allen anderen Parteien ohne Ausnahme diffamiert wird, bedauerlicherweise auch von einigen Vertriebenenspitzen die in abhängiger Stellung sind, immer wieder die willkürlich abgetrennten Gebiete bis hin zu unserem geliebten Memelland in Referaten behandelt hat und für ihre Rückgabe eingetreten ist. Auch werden Sie, Herr Vorsitzender, niemals, sei es eine Stimme aus dem Bundestag oder Bundesrat, aus der Presse, aus Rundfunk und Fernsehen vernommen ha-

ben, die sich bezüglich unserer Heimat auf die Genfer Konvention oder das Haager Kriegsrecht bezogen hätte. Sie werden, Herr Vorsitzender, wohl mit mir Zweifel hegen, wie umfassend diese Abgeordneten, Berater, Ministerialbeamte, vielleicht auch einige Minister, mit den Inhalten dieser internationalen Gesetze vertraut sind; die aber für uns Vertriebene die allergrößte völkerrechtliche Bedeutung haben, worin uns Heimat und Selbstbestimmungsrecht garantiert sind und wonach jeder Verstoß und sogar eine Beihilfe dazu strafrechtlich geahndet werden kann. Ist es nicht Ihre Aufgabe, Herr Vorsitzender, gerade bei den Treffen unserer Landsleute auch von diesen für uns lebenswichtigen Bestimmungen Kenntnis zu geben?! Die NPD setzt in ihren öffentlichen und Mitgliederversammlungen die Teilnehmer immer wieder davon in Kenntnis und ich persönlich habe nur in den NPD-Versammlungen zum ersten Male von diesen für uns Vertriebene so wichtigen internationalen Bestimmungen gehört. Leider hört man in unseren Vertriebenen-Veranstaltungen nie etwas davon. Besonders bei dem Treffen in Hannover wäre es doch ihre

Pflicht und Schuldigkeit gewesen, einen Hinweis über die völkerrechtswidrig abgeschlossenen Verträge gemäß der Genfer Konvention und dem Haager Kriegsrecht zu geben und nicht versucht hätten, den Verzichtspolitikern einen Glorienschein zu weben.

Es wäre niemals zu einer Ratifizierung der Verträge gekommen, wenn bei der Bundestagswahl 1969 alle Vertriebenen den klaren Blick gehabt hätten, wie unser Landsmann Hans-Jürgen Sabrautzki, der in der heutigen Ausgabe des „Memeler Dampfboot“ (Nr. 8 vom 20. 8. 72) ein so klares Wort gesprochen hat. Ich glaube bestimmt, daß alle unsere Landsleute unserem Freund und Landsmann Hans-Jürgen Sabrautzki für seinen Beitrag zur Aufklärung der Lage unseres Vaterlandes danken müssen, was ich hiermit von mir aus tue. Auch Sie, Herr Vorsitzender, könnten angesichts der Worte unseres Landsmannes vieles in Ihren Worten präzisieren oder revidieren.

Mit dem memelländischen Gruß  
„Immer treu zur Heimat“  
Martini Füllhaase, 5141 Baal

## Brief an eine Memelländerin

### Liebe Frau B.!

Für Ihre freundlichen Zeilen danke ich Ihnen sehr. Sie brauchen sich für Ihre Offenheit nicht zu entschuldigen. Wir Memelländer machen aus unserem Herzen keine Mördergrube. Sie schreiben mir, Sie überlegten sich, ob es noch einen Sinn habe, das „Memeler Dampfboot“ zu halten. Schließlich würden wir doch unsere Heimat nicht mehr wiedersehen. Überhaupt hätten sich auch die Heimattreffen und die Zusammenkünfte der Memellandgruppen überlebt. Nach fast dreißig Jahren sollte sich jeder schon an seinem heutigen Platz so etingelebt haben, daß er die Erinnerungen an die Heimat in der Mottenkiste lassen könnte.

Sie sind bestimmt nicht die einzige, die in einer nachdenklichen Stunde solchen Gedanken nachhängt, während Sie Ihre Heimatzeitung durchblättern.

Dazu muß ich Ihnen ein Erlebnis aus den letzten Wochen erzählen, das mit Ihrer Frage zunächst wenig zu tun hat. In einem Dorf gab es Bürgermeisterwahl, und einer der Kandidaten – ein fähiger Mann – fiel durch, weil er erst zwanzig Jahre in der Gemeinde wohnte. Er war keineswegs Flüchtling, sondern er stammte aus dem Nachbardorf und hatte in die heutige Gemeinde hineingeheiratet. Wir brauchen keinen Hineingeschmeckten, sagten die Bauern in allem Ernst, wir haben unsere eigenen Leute.

Sie werden mir gewiß entgegenhalten, daß es so manchen Bürgermeister gibt, der selbst Flüchtling ist und trotzdem hohes Ansehen genießt. Das stimmt, aber man wird immer wieder bei ihm betonen: Obwohl er aus dem deutschen Osten stammt, hat er sich hier unter ganz anderen Verhältnissen bewähren müssen – oder so ähnlich.

Wir Vertriebene müssen uns damit abfinden, daß wir ein doppeltes Zuhause haben: eins im fernen Memelland und eins am heutigen Wohnort. Wir können uns Achtung, Ehre, Zuneigung und vielleicht sogar Freundschaft erwerben, aber nie werden wir zu Einheimischen werden. Selbst mit unseren gutgemeinten Versuchen, uns sprachlich anzupassen, fallen wir auf.

Nach 27 Jahren nehmen wir das nicht mehr tragisch. Wir lachen mit den anderen

mit, die uns auslachen. Unsere Kinder haben es schon etwas einfacher. Aber ganz sind die auch noch nicht aufgenommen in die fremde Gemeinschaft. Da ist der ungewöhnliche Name, da sind Ausdrücke aus dem Elternhaus, über die die anderen Kinder lachen, da gibt es zu Hause so schreckliche Gerichte wie Kartoffelflinsen mit Zucker und Kirschsuppe.

Sie können also machen, was Sie wollen: Sie bleiben Memelländerin bis zum Ende.

Nun sind Sie aber auch hier zu Hause, und Sie lesen wie alle Ihre Nachbarn die örtliche Tageszeitung. Man muß ja wissen, was im Städtchen geschieht, was die Kaufleute anbieten und was das Kino spielt.

Weil Sie aber Memelländerin sind, lesen Sie außerdem noch Ihre alte Heimatzeitung, das „Memeler Dampfboot“. Hier sind Sie unter lauter Bekannten. Hier nimmt man davon Notiz, wenn Sie 70 geworden sind. Hier findet man die Heirats- und Todesanzeigen der Heimatfamilie. Hier sucht und findet man sich. Hier liest man, wie es früher einmal war, und hier erfährt man, wie es heute im Memelland aussieht.

Das wissen Sie alles selbst. Lange genug sind Sie unsere Bezieherin. Wie in Ihrer Tageszeitung wird Sie auch im MD nicht alles in gleicher Weise interessieren, obwohl es viele gibt, die die Heimatzeitung von A bis Z durchstudieren. Aber bedenken Sie, daß das MD das letzte Stück Heimat ist, das regelmäßig zu Ihnen kommt, ein Stück Heimat, das auch für Sie da ist, wenn Sie mal Rat und Hilfe benötigen oder sich einsam fühlen.

Das, was wir aus der Heimat mitbekommen haben, ist immer noch in uns wirksam. Wer das aufgeben will (ob er es aufgeben kann, ist die andere Frage), verliert das Beste, was er hat. Seien wir stolz, daß wir Memelländer sind! Seien wir auch stolz auf unsere 124 Jahre alte Heimatzeitung! Sie allein verbindet uns noch untereinander und mit der Heimat. Wer das Bezugsgeld ersparen möchte, spart am falschen Ende. Denn wie sagt der Dichter?

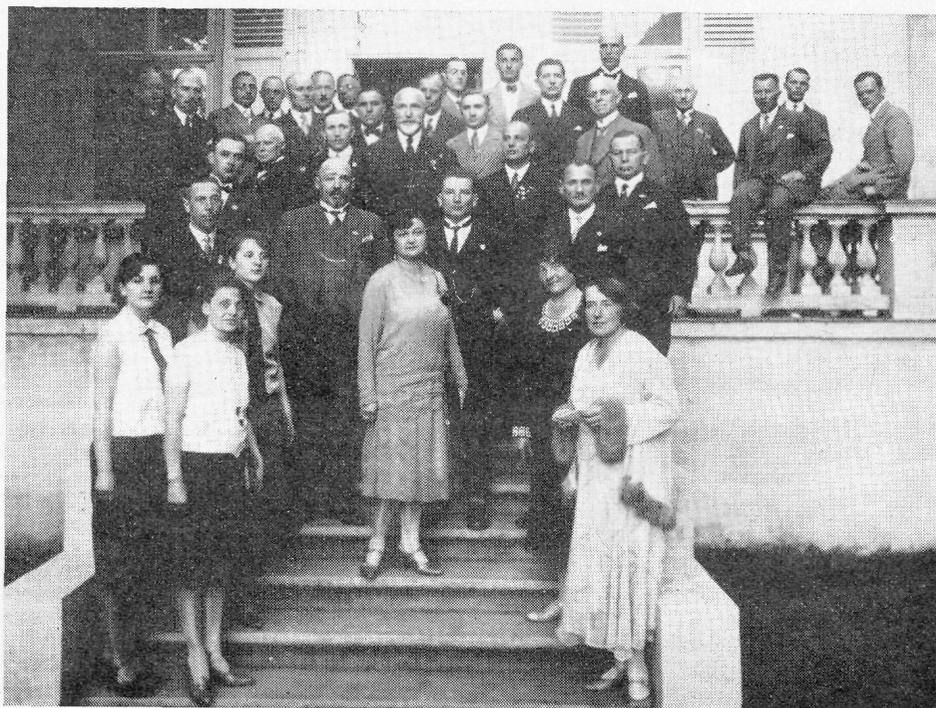
Wer die Heimat nicht liebt  
und die Heimat nicht ehrt  
ist ein Lump und  
des Glückes der Heimat nicht wert!

Oder Simon Dach?

Der Mensch hat nichts so eigen,  
so wohl steht ihm nichts an,  
als daß er Treu erzeigen  
und Freundschaft halten kann!

Das zeichnet uns Preußen aus: Treu erzeigen und Freundschaft halten! Treue der Heimat, auch in der Ferne, Treue auch dem „Memeler Dampfboot“, Freundschaft den Landsleuten gleicher Herkunft!

In diesem Sinne herzliche Grüße  
von Ihrer MD-REDAKTION



Ausflug Memeler Automobilisten nach Riga

Der Memeler Automobil- und Motorradclub (MAMC) unternahm im Sommer 1930 einen Ausflug nach Riga, wo unsere Memeler im Clubhaus des Automobilclubs Riga freundliche Aufnahme fanden. Memeler Teilnehmer waren Dr. Didszys und Frau, Lotte Hassenstein, Frau Dippel, Robert Dippel, Kurt Holzauer, Hans Schwermer, Heinz Gellschat, Käte Gellschat, Grentz, Hasford, Schareit, Schwermer sen. und Gellschat sen.

## Unsere neue Artikelserie

# Memelländer in Sibirien

## Von Purmallen in die Steppe bei Abakan – Von \* \*

2. Fortsetzung

### Unterricht in Borodino

Doch die erwartete Ruhezeit blieb aus. Eines Tages kam der Befehl durch, alle unverheirateten Männer und Mädchen sollten sich mit ihrer persönlichen Habe auf dem Sammelplatz einfinden. Was sollte das wohl werden – so kurz vor Winteranbruch? Warum wurden wir von den Eltern getrennt? Auch mein Bruder – zehn Jahre jünger als ich und kaum den Kinderschuhen entwachsen – mußte mit. Es fanden sich etwas 100 junge Männer und Mädchen ein, die zur zwölf Kilometer entfernten Ortschaft Borodina gefahren wurden.

Als wir auf einem Platz abgestiegen waren, kam der dortige Kommandant heraus und erklärte: „Wir brauchen Fachleute zur Reparatur der Traktoren und Landmaschinen. Da ihr nichts davon versteht, müßt ihr das lernen. Ihr werdet hier in der Baracke wohnen. Jeden Tag gibt es acht Stunden Unterricht. Bücher werden gestellt. Und dann geht es in die Werkstätten zur praktischen Arbeit!“

Wir sahen uns betroffen an. Das konnte ja heiter werden! Wir waren hier nicht nur Deutsche, auch Esten, Letten und Litauer – ein buntes Völkergemisch, das für Mütterchen Rußland schuftete mußte.

Wieder kamen mir meine russischen und litauischen Sprachkenntnisse zu Hilfe. Ich wurde als Dolmetscher geholt, um den anderen zu erklären, worum es ging. Unsere erste Arbeit war, die Baracke bewohnbar zu machen. Es wimmelte in ihr nur so von Ungeziefer. Aber die Nächte waren schon kalt, und so mußten wir uns damit abfinden, mit Läusen und Ratten zu hausen. Auch darin gibt es eine – wenn auch sehr schmerzlich erkaufte – Gewöhnung.

Am nächsten Morgen erschien als unser Lehrer zu unserem großen Erstaunen eine Frau, die uns in einen Schulraum führte und mit dem agrotechnischen Unterricht begann. Es war schwer für uns alle, denn nur die wenigsten verstanden ihre Ausführungen, wenn auch die meisten mit der Zeit schon einen kleinen russischen Wortschatz erworben hatten. So mußte ich wieder dolmetschen, doch die Fachausdrücke kannte auch ich nicht. Es war ein harter Anfang.

### Fahrschule mit Stalin

Als nächster Lehrer folgte der uns schon bekannte Kommandant, der den politischen Unterricht leitete. Er begann mit dem Lebenslauf Stalins und erzählte, wie stolz die Russen seien, den großen Lehrer aller Völker zu besitzen. Dabei war Stalin ja gar kein Russe, sondern ein Georgier. „Ich kann euch sagen“, rief er uns zu, „es ist ein Jammer, kein echter Russe zu sein. Ihr tut mir wirklich leid, daß ihr nicht zu unserem Volk gehört. Aber was nicht ist, kann noch werden. Ihr seid noch jung...“

Konnte er sich gar nicht vorstellen, daß wir auf die Zugehörigkeit zu einem Volk, das andere Völker mit solcher Nichtachtung behandelte, keinen großen Wert legten? Wußte er nicht, daß wir aus Gebieten kamen, deren Kultur der russischen haushoch überlegen war?

Den russischen Hochmut lernten wir nach acht Tagen kennen, als auch russische Schüler zu unserem Lehrgang abkommandiert wurden. Sie lachten uns wegen unserer mangelhaften Sprachkenntnisse aus. Sie waren frech und terrorisierten uns, und wer nicht vor ihnen duckte, bekam Schläge. Das ließen wir uns nicht gefallen, und wir leisteten Widerstand. So bekam auch mancher Russe deutsche Fäuste zu riechen. Beide Gruppen beklagten sich wiederholt beim Kommandanten, ohne daß dieser zunächst eingriff. Dann wurde eines Tages von zwei Posten ein Este abgeholt, der einen russischen Gymnasiasten zusammengeschlagen hatte. Er mußte seine Siebensachen mitnehmen und verschwand für immer. Da wurden auch die Russenjungen umgänglicher, denn niemand war sicher, nicht ein ähnliches Schicksal zu erleiden.

### Als Büßer im Winterwald

Inzwischen war der sibirische Winter hereingebrochen. Zwar hatte man uns altes Uniformzeug in wattierter Ausführung ausgeteilt, aber am schlimmsten war der Mangel an Heizmaterial. Das bißchen Holz, das wir vorgefunden hatten, war verfeuert. So teilte der Kommandant täglich zwölf Mann zum Holzholen ein. Dazu wurden wir mit Äxten und zwei stumpfen Sägen einfach in den Wald geschickt. Bei 42 Grad unter Null war das Holzfällen ein Problem. Die Bäume waren hart wie Glas gefroren. Beim Sägen erstarrte das Harz am Sägeblatt. So mußte ein Mann ständig Petroleum auf die Säge tropfen. Unter Aufbietung aller Kräfte kamen die beiden Säger zu ihrem Ziel. Hatten wir in stundenlanger Arbeit einen Baum gefällt, so wollte uns Verzweiflung übermannen. Bis so ein feuchter Stamm zu Brennholz wird! Und wir standen erst am Anfang des Winters!

So freute ich mich über jeden Tag, an dem ich nicht zum Holzkommando kam. Dann schon lieber Stalingeschichten hören und sich von der ruhmreichen Revolution erzählen lassen! Aber ein- oder zweimal in der Woche war man eben doch an der Reihe! Kein Weg, kein Steg führte aus dem Wald. Es war eine Qual, den Stamm zu teilen und dann dorthin zu schleppen, wo der Lkw stand. 15 Kilometer Fahrt waren notwendig, und dann kam erst die größte Arbeit: das Zerklüffern im Hof! Die Holzfäller wurden die Büßer genannt, und man büßte hier alle Sünden vergangener und künftiger Zeiten ab.

Der praktische Unterricht wurde in einer Maschinenhalle erteilt. Hier mußten wir unter fachmännischer Anleitung Traktoren, Raupenschlepper und Mähdrescher verschiedener Größe auseinandernehmen, reinigen und wieder zusammensetzen. Da mein Vater schon zu Hause einen Fordson besessen hatte, war mir die Materie etwas vertraut, und ich war mit Interesse bei der Sache. Es schadet nichts, wenn man etwas dazulernt.

War der Vormittagsunterricht vorbei, dann schrillte die Glocke. Das war das Zeichen für alle, zu einem stürmischen Wettlauf in die 500 Meter entfernte Stalowaja (Kantine) zu starten. Der Eßraum war dort so klein,

daß nur die Hälfte einen Sitzplatz fand. Manchmal wurde so knapp gekocht, daß die letzten nur noch halbe Portionen erhielten. Also war es ratsam, unter den ersten zu sein. Vielleicht bekam man dann sogar noch einen zweiten Schlag... Ich schämte mich immer etwas vor den Russen, wenn wir Deutsche wie eine Hammelherde durch das Dorf liefen, aber Hunger treibt's ein. Die Bevölkerung war übrigens freundlich zu uns Schülern, und es tat uns wohl, wenn man uns grüßte und ein gutes Wort gab.

Die Wochen vergingen. Unsere Russischkenntnisse verbesserten sich. Neue Fachlehrer kamen hinzu und drillten uns auf die Abschlußprüfung hin. Gegen das Winterende zu war es dann soweit. In einem Klassenraum waren die Tische zu einer langen Tafel zusammengestellt, hinter der der Kommandant und die Lehrer saßen. Auf dem Tisch lagen bunt durcheinander Zettel, von denen man einen zu ziehen hatte. Jeder hatte zehn Fragen zu beantworten. Auch hier waren meine Sprachkenntnisse von Vorteil. Vielleicht wußten andere mehr vom Stoff als ich – aber ich konnte mich flüssig und geschickt ausdrücken und erhielt die Note „gut“. Die Mehrzahl wurde mit „befriedigend“ bedacht, und keiner fiel durch. Der Staat hatte in uns Geld investiert und brauchte uns dringend. So erhielt jeder sein Zeugnis als ausgebildeter Traktorist und Mechaniker. Mit einem gewissen Stolz kehrten wir im April in unsere Sowchose zurück.

### Im Traktor über harte Felder

Doch die Freude des Wiedersehens mit den Eltern war nur kurz, denn wir wurden schon ungeduldig vom Agronom erwartet. Die Feldbestellung mußte sofort beginnen. So hatte ich nur kurz Zeit, mir all das anzusehen, was Vater den Winter über mit dem Onkel im Hause neu gesägt, gehobelt und gebastelt hatte. Nun sah es schon recht gemütlich bei uns aus. Der Mensch wird ja bescheiden, wenn er lange Monate des Jahres in Erdlöchern hausen muß.

Ich konnte nicht begreifen, warum wir schon so bald auf die Felder getrieben wurden. Draußen lag noch Schnee, und der Boden war gefroren. Die Traktoren wurden beim Aufreißen des harten Bodens unbarmherzig geschunden. Mir taten die Motoren leid. Hatten wir sie dazu so sorgsam in der Halle gepflegt, daß sie nun aus reinem Unverstand ruiniert wurden?

Nach einigen Wochen kannte ich die Antwort. Als der Boden auftaute, war es mit dem Pflügen aus. Die Schlepper versanken in einem schmierigen Brei. An Arbeiten war nicht mehr zu denken. Trotzdem durften wir nicht nach Hause zurückkehren. Wir schliefen wieder in den Unterständen am Rande der Äcker. Die Dächer waren mit Strohballen abgedeckt, um uns etwas vor der bitteren Kälte zu schützen, die es noch jede Nacht gab. Als Heizung hatten wir Traktoristen ein eigenes Patent. Wir mischten in einem Eimer Dieselöl oder Motorenöl mit Erde. Diese Mischung brannten wir in unserem Unterstand. Es stank mehr als es wärmte, aber es gab doch die Illusion einer Heizung. Natürlich wären wir in dem Qualm glatt erstickt, wenn wir nicht die Strohballentür ständig etwas geöffnet gehalten hätten. So froren wir in der Nacht wie junge Hunde, und vor Zähneklappern konnten wir oft nicht einschlafen. Einer mußte sowieso immer wachen, damit das Feuer nicht ausging und das Dach uns nicht über dem Kopf anbrannte.

Warum wir draußen bleiben mußten? Der nächtliche Frost und der trockene Wind machten den Boden schnell bereit zur Saat. Es mußte der richtige Zeitpunkt abgepaßt

werden, an dem der Boden schon die Traktoren trug, aber noch feucht genug zum Auskeimen der Saat war. So wurden die Motoren gewartet und die Sämaschinen durchgesehen, und das Saatgut rollte heran.

### EGGEN BEI TAG UND NACHT

Dann war es soweit! Tag und Nacht wurde geeggt. Wir waren müde zum Umfallen. Mehr als einmal schliefen wir auf unseren Traktoren ein und fuhrten irgendwo in der Weltgeschichte herum, bis wir merkten, daß wir aus der Spur gekommen waren. Die Äcker waren zum Glück so groß, daß es dabei nie einen Zusammenstoß gab. Nur vor dem Natschalnik fürchteten wir uns. Wenn sein aus Weiden geflochtener Korbwagen am Horizont auftauchte, wußten wir, daß es ein Donnerwetter gab. Er sah genau, wo der Traktor wie ein Betrunkener gekurvt war, und dann mußte man das Stück auf eigene Rechnung erneut eggen.

So ein Natschalnik hatte es gut. Er saß wie ein König, in einen warmen Pelz gehüllt, in seinem Korb, geschützt vor Wind und Sonne. Ein Pferd war eingespannt, ein zweites lief nebenher und wurde als Ablösung eingespannt, da weite Entfernungen zurückzulegen waren.

Wir begriffen, warum es so auf Tage und Stunden angekommen war, um mit dem Eggen zu beginnen. Nach wenigen Tagen war die Oberfläche bereits so trocken, daß jeder Traktor in eine Staubwolke gehüllt war. Was mußten wir an Staub schlucken! Abends bekam man kaum das Essen herunter. Jeder versuchte, seinen Führersitz mit Stoffetzen und allerlei Aufbauten zu verkleiden, um sich vor dem Staub zu schützen, aber alles war vergeblich.

### WIEDER AUF DIE SCHULBANK

Nach sechs Wochen schwerster Arbeit, die ganze Zeit mit einem Minimum an Schlaf, durften wir nach Hause. Ich hatte meine erste Bewährung als Traktorist bestanden. Ach, es war schön, wieder bei Mutter zu sein, zu baden, reine Wäsche anzuziehen. Vater hatte einen neuen Posten erhalten. Er mußte auf dem Kraftwerk die Heizung be-

diene. Das war ein schwerer Dienst, weil er abwechselnd Tag- und Nachtschicht hatte.

„Sei doch kein Dummkopf“, riet er mir, „du hast ein gutes Zeugnis als Traktorist. Aber du brauchst doch nicht ewig in dem Dreck und Staub zu schuften. Melde dich zu einem Lehrgang als Lkw-Fahrer!“

Ich fand den Rat vernünftig. Schließlich hatte ich zu Hause schon einen Lkw gefahren. Und der halbjährige Lehrgang schreckte mich nicht. Sollte ich ewig auf dem Traktor sitzen beim Säen und Ernten, im Winter in der Maschinenhalle beim Reparieren und Schmieren? Dieses Schinden bei Tag und Nacht hing mir schon längst zum Halse heraus.

So ging ich zum Natschalnik und trug ihm meinen Wunsch vor. Er war nicht abgeneigt, sagte aber gleich, der Lehrgang kostete 1000 Rubel. Damit war für mich der Traum aus, denn an eine solche Summe konnte ich nicht im Traum denken. Was wir an Bargeld erhielten, reichte ja nicht einmal für die dringendsten Bedürfnisse.

Eines Tages aber ließ mich der Direktor rufen und erklärte, die Sowchose sei bereit, die Kosten des Kurses zu übernehmen, wenn ich mich verpflichtete, nach bestandener Prüfung kein anderes Angebot anzunehmen, sondern für sie zu fahren. Das war mir durchaus recht, denn ich wollte auf alle Fälle in der Nähe der Eltern bleiben und möglichst jeden Abend nach Hause kommen.

So schnürte ich wieder einmal mein Bündel, um mich ein halbes Jahr von den Meinen zu trennen. Den einzigen Lehrgang im weiten Umkreis gab es in Abakan, 45 Kilometer von uns entfernt. Dort tauchten unerwartete Schwierigkeiten auf. Vor der Annahme sollte ich ein ärztliches Tauglichkeitszeugnis und den Nachweis einer Schlafstelle bringen. Das war leichter gesagt als getan. Nach langem Suchen fand ich eine Russenfamilie, die mir eine kleine Kammer vermietete. Das ging auf Kosten des bescheidenen Taschengeldes, das ich mir zurückgelegt hatte. Was aber würde der Arzt zu meinen Verwundungen aus dem zweiten Weltkrieg sagen, was zu dem ausgemergelten Körper, was zu meiner Schwerhörigkeit, die ich seit einem Granateinschlag zurückbehalten hatte?

Ich ließ alle Tests über mich ergehen und bekam die Auskunft, man werde mich schriftlich benachrichtigen. So saß ich zwischen Hangen und Bangen tagelang in Abakan. Eines Tages kam ich von der Kommandantur zurück, bei der ich mich als Sträfling laufend zu melden hatte, als ich den amtlichen Bescheid vorfand. Ich war angenommen!

So machte ich mich voller Freude sofort auf die Suche nach der Schule, einem primitiven Bau mit zwei Klassenräumen. Hier sollten über 70 Schüler unterrichtet werden. Das war nicht möglich. So wurden wir in zwei Schichten eingeteilt. Abwechselnd wurde von 6–14 und von 14–22 Uhr Unterricht erteilt – ein ungeheures Pensum.

Es war ein umfangreicher Stoff zu bewältigen: alle russischen Pkw- und Lkw-Typen einschließlich der Holzgaser, dabei wurde die Kenntnis jedes Einzelteiles samt seiner Funktion gefordert. Man mußte jeden Motor auseinandernehmen und zusammensetzen können. Die Pflege, Wartung und Reparatur sowie die Verkehrsregeln standen auf dem Stundenplan. Lehrbücher mußte sich jeder selbst beschaffen. Mein Vater gab seine ganzen, bitter ersparten Rubel für mich aus. Vieles wurde auch von den Lehrern in Hefte diktiert. Das mußte man bis zur nächsten Stunde gelernt haben.

Natürlich fehlte auch hier der politische Unterricht nicht. Nochmals lernte ich Stalins und Lenins Lebenslauf, Lehre und Taten kennen. Vielleicht trugen meine guten Kenntnisse auf diesem Gebiet mit dazu bei, daß ich am Ende des Lehrganges bei der Prüfung mit „gut“ abschnitt. Trotzdem erhielt ich zu meiner Enttäuschung den Führerschein noch nicht.

„Du mußt noch vier Wochen als Beifahrer auf eurer Sowchose tätig sein und dann ein Führungszeugnis beibringen“, sagte der Lehrgangsführer.

So mußte ich auch das noch hinter mich bringen. Auch diese vier Wochen gingen vorüber. Dann war ich im Besitz eines Führerscheines für unsere Klassen 2, 3 und 4 und bekam einen älteren 2,5-Tonner zugeeignet. Ein halbes Jahr meines Lebens hatte ich für ein Stück Papier gegeben, das mir nach der Ausreise in die Bundesrepublik nichts nützte. Den deutschen Führerschein mußte ich noch einmal wie jeder Anfänger erwerben.

### MIT DEM LKW ÜBER DIE STEPPE

Doch zunächst einmal war ich selig. Jetzt begann für mich ein anderes Leben. Zwar verdiente ich nicht so viel wie auf dem Traktor, aber ich konnte menschenwürdiger leben. Ich konnte mich täglich waschen und laufend die Wäsche wechseln. Ich konnte reichlicher schlafen, wenn auch nicht regelmäßig, da ich auch nachts zu fahren hatte.

Auf einer großen Sowchose war so mancherlei zu transportieren. Das Fahren war nicht so einfach, weil die Straßen schlecht sind. Oftmals ging es quer durch die Steppe über weglose Felder. Bis an den Rand mit Weizen vollgeladen, blieb ich eines Tages mitten in einem Acker stecken. Da blieben die Schneeketten der einzige Ausweg. Von da ab fuhr ich nur mit Ketten über die Felder.

Nach einer erneuten Probezeit bekam ich vom Kreiskommandanten die Erlaubnis, Fahrten im Umkreis von 25 km zu machen. Eigenhändig erhöhte ich die Kastenwände um zwei Bretter. Damit konnte ich auch Kälber transportieren. Ein Natschalnik und ein Arbeiter fuhrten mit mir in die umliegenden Dörfer zum Kälberkauf. Bekanntlich darf sich jede Familie eine Kuh halten, und die Kälber wurden dann aufgezogen, geschlachtet oder verkauft. Wie die Viehhändler fragten wir von Haus zu Haus an. Na-



Bei der Heuernte in Sibirien

Walter (zweiter von rechts) fährt den Traktor. An diesen ist mit einer Kardanwelle ein Mähwerk mit zwei Mähbalken von je zwei Metern Breite angekoppelt. Hinten links ist der hochgestellte Mähbalken sichtbar.

türlich gab es nur den staatlich festgesetzten Kilogrammpreis. Da wir keine Waage besaßen, schätzte der Natschalnik das Gewicht der Kälber immer so knapp, daß er weniger zu zahlen hatte als die Kälber wert waren. Das war dann eine hübsche Nebeneinnahme für ihn. Einen Teil des Geldes setzte er gleich in Wodka um, und er bot auch mir immer wieder davon an. Wie sollte ich wissen, ob das nicht eine Falle war? Also dankte ich höflich, wenn ich fuhr, trank aber keinen Tropfen. Die Polizei kannte in solchen Dingen keinen Spaß.

Die Kälber waren nicht zum Schlachten bestimmt, sondern wurden auf der Sowchose aufgezogen. Der Fünfjahresplan mußte unter allen Umständen erfüllt werden.

Wieder war eine Probezeit für mich abgelaufen, und meine Fahrerlaubnis wurde auf 200 km Umkreis ausgedehnt. In einem weiten Einzugsbereich kauften wir Rinder, Schweine und Schafe auf – alle zur Aufzucht. Schlachtfleisch war und blieb knapp. Kamen wir in eine Stadt, so machten wir in einem Speisehaus Rast, und manchmal bezahlte mir der Natschalnik von seinem Trinkgeld ein Essen. Das konnte ich natürlich nicht ablehnen.

#### Kleine Nebeneinnahmen ...

Da wir zunächst weite Strecken mit leerem Wagen fuhren, nahmen wir gegen Bezahlung Personen mit. Das brachte uns auf mancher Fahrt bis zu 100 Rubel ein, die wir teilten. Besonders oft mußte ich nach Abakan fahren, um Ersatzteile oder Lebensmittel zu holen. Da durfte ich schon allein fahren, und wenn ich jemand nahm, wanderten die Rubel in meine Tasche. Oftmals brachte ich auch Kohlen für das Kraftwerk, in dem mein Vater arbeitete. Er übersah großzügig, daß ich nicht alles abkippte, und quittierte mir die volle Ladung. Den Rest brachte ich abends nach Hause. Mutter reinigte gern den Laster, und ich freute mich über eine warme Stube, wenn der Winter 50 und mehr Kältegrade hatte.

Bei solcher Kälte konnte man nicht hinaus, ohne das Gesicht verhüllt zu haben. Bäche und Flüsse waren zwei Meter tief gefroren.

Ich konnte beruhigt über Sümpfe und Seen fahren, besonders um die Heufuder einzu- bringen. Diese waren im Sommer auf entfernten Wiesen gestapelt worden, und zwar zu Haufen von 20–200 Zentner. Wenn im Winter alles zu Stein und Bein gefroren war, umwickelte man die Haufen mit Seilen und schleppte sie zum nächsten Schafstall. Entfernungen bis zu 15 Kilometern schaffte ein solcher tiefgekühlter Heuhaufen, ohne dabei zu zerbrechen. Die größten Fuder wurden von Raupenschleppern geholt.

#### Unverhofftes Wiedersehen

Bei einer solchen Fahrt entdeckte ich in einem Schafstall eine dick verummte Gestalt. Ein seltsames Gefühl zwang mich, genauer hinzusehen, wer das Mädchen war. Das Aufleuchten ihrer Augen zeigte mir, daß auch sie mich erkannt hatte. Sie war es, die mir auf der Steppe den kühlen Trunk gereicht hatte. Vor lauter Freude wußten wir beide zunächst nichts zu sagen. Doch dann setzten wir uns auf ein Bund Stroh, und sie begann, von sich zu erzählen.

Das Schicksal hatte sie mit mehreren anderen Mädchen in die Schafställe verbannt. Dort waren die Schafe den ganzen Winter über eingesperrt und mußten gefüttert und getränkt werden. Das Heu war knapp bemessen, und so fraßen die Schafe das Stroh, das als Streu dienen sollte, fast ganz auf. Sie standen in reinem Kot, der sich immer höher türmte. Bis zum Frühjahr befand sich die Herde fast unter dem Dach. Beim ersten frostfreien Tag wurde sie schon hinausgetrieben. Die Schafe mußten die Schneedecke aufkratzen und sich Futter suchen. Dann hatten die Mädchen die Ställe zu säubern. Das geschah mit dem Spaten, und der Mist wurde in Ziegeln abgestochen – wie zu Hause beim Torfstechen. Draußen wurden die 20 cm starken Würfel zum Trocknen aufgesetzt. Im Herbst verkaufte man den Mist als Brennmaterial zum Kochen und Heizen, bekamen doch die Zivilisten nur wenig und schlechte Kohlen. Allerdings konnte der Gestank dieses Brennstoffes einem den Appetit verderben. Nach einigen

**Bei Anfragen —  
bitte Rückporto  
beilegen!**



**Aus Leserkreisen werden an unseren Verlag täglich zahlreiche Anfragen in persönlichen Angelegenheiten gerichtet. Wir beantworten diese Anfragen bisher gerne. Durch die erhöhten Postgebühren können wir diese persönlichen Anfragen nur noch beantworten, wenn entsprechendes Rückporto der Anfrage beigelegt ist.**

Tagen hatte man sich aber daran gewöhnt und aß hungrig wie immer.

Sobald der Mist draußen war, wurden die Ställe gefegt. Es handelte sich um 70 Meter lange und 20 Meter breite Gebäude. Die Seitenwände waren nur 1,50 m hoch, doch an den Giebelwänden gab es hohe Tore, durch die Lastwagen mit Heu einfahren konnten. Die Wände bestanden aus Lehm und Stroh. Zwischen den Balken war Reisig verflochten und mit Lehm beworfen. Das bröckelte alles mit der Zeit ab, und die Mädchen mußten im Frühjahr alles neu zuschmieren und verputzen. Das war viel Arbeit.

Mit dem Beginn des Frühjahres zogen Männer mit Schneepflügen weite Wege durch die Steppe. In diesen Bahnen suchte sich die Herde unter dem Schnee kärgliche Nahrung aus dürrerem Gras und vertrockneten Halmen und Zweigen. Die Tiere hatten trotz ihres dicken Pelzes sehr gelitten. Von dem Ausmaß der Anlage kann man sich ein Bild machen, wenn man erfährt, daß in einem Stall 2000 Schafe überwinterten, und daß die Sowchose 45 000 Stück hatte. Einige Wohnhäuser neben den Ställen beherbergten die Mädchen und einige Arbeiter. In einem Magazin gab es das Notwendigste zu kaufen.

Sobald die Herde im Freien war, lockte sie natürlich die Wölfe aus der nahen Taiga an. Da hatten die Hüter nichts zu lachen, denn jedes gerissene Schaf wurde vom Lohn abgezogen, der ohnehin sehr kärglich war. Wer jedoch einen Wolf erlegte, bekam eine Prämie von 200 Rubeln und ein gutes Schaf. Für eine Wölfin gab es sogar 400 Rubel und ein Mutterschaf. Da die Hirten keine Flinten besaßen, blieb ihnen der Prügel als einzige Waffe. So war der Kampf mit den Wölfen höchst gefährlich.

Ich sah meine Freundin an, während sie so eifrig erzählte. Ich hätte ihr immer weiter zuhören können, aber es war für mich höchste Zeit, wenn ich meine Ladung Schafe an Ort und Stelle bringen wollte.

„Ich weiß noch immer nicht, wie du heißt“, sagte ich.

„Nina. – Und du?“

„Walter.“

Sie versuchte „Walter“ zu sagen. Wir lachten alle beide, und die Welt sah gar nicht mehr so öd und trüb aus wie vorher.

„Ich komm bald wieder vorbei“, versprach ich.

„Ich werde warten – Walter!“ Sie hatte ein hartes Leben, gar nicht geeignet für ein Mädchen. Aber wer fragte danach!

**(Fortsetzung folgt)**



**Walter mit seinem Lkw in Abakan**

Walter stieg auf der Stufenleiter der Deportierten ein Stück in die Höhe, als er seinen Führerschein erwarb und einen Lkw der Sowchose fahren durfte. Durch die Mitnahme von Fahrgästen konnte er sich eine gute Nebeneinnahme schaffen.

## Ehrentafel Memelländischer Seeleute

### 1900

**Perkams, Michel**, Matrose, geb. 16. 9. 1855, Bommelsvitte. Am 11. 1. 1900 ertrunken (Strandung), Dampfer „Helgoland“ Hamburg.

**Perkams, Wilhelm**, Matrose, geb. 22. 9. 1881, Bommelsvitte. Verschollen seit 10. 8. 1900, Brigg „Hoffnung“ Oldersum.

### 1901

**Tarin, Anton Otto**, Matrose, geb. 17. 1. 1843, Memel. Am 16. 1. 1901 tödlich verletzt, Dampfer „Lithuania“ Memel.

**Kallei, Ludw. Carl**, 1. Maschinist, geb. 21. 1. 1869, Schwarzwart;

**Böttcher, Gustav Ad.**, 2. Maschinist, geb. 9. 12. 1853, Plaschen. Verschollen seit 27. 2. 1901, Dampfer „Burtus“ Kiel.

**Hausherr, Hermann**, Bestmann, geb. 27. 1. 1845, Memel. Am 10. 4. 1901 ertrunken, Ewer „Delphin“ Westrhaunderfehn.

**Kröck, Ernst, Heizer**, geb. 18. 8. 1877, Heydekrug. Ertrunken am 14. 7. 1901, Dampfer „Echo“ Danzig.

**Anuscheit, William Rob.**, geb. 21. 3. 1862, Memel. Hitzschlag am 18. 8. 1901, Galeasse „Anna“ Memel.

**Hermann, Ferd. Rich.**, Schiffer, geb. 15. 11. 1852, Memel. Am 9. 11. 1901 schwer verletzt, verstorben am 19. 9. 1904, Leichter „Deutsche Warte“ Bremen?

**Ballaschke, Albert**, 2. Steuermann, geb. 22. 12. 1873, Bommelsvitte. Am 13. 12. 1901 ertrunken (Schiffsuntergang), Vollschiff „Frista“ Genua.

**Schibrat, Gust. Adolf**, Steward, geb. 5. 12. 1851, Memel. Am 16. 12. 1901 ertrunken, Dampfer „Patricia“ Hamburg.

### 1902

**Birbinczus, Jons**, Bootsmann, geb. 20. 12. 1873, Kr. Heydekrug. Am 27. 1. 1902 ertrunken, Dampfer „Silesia“ Hamburg.

**Krause, Paul**, Leichtmatrose, geb. 10. 6. 1883, Memel. Am 29. 4. 1902 schwer verletzt, verstorben am 1. 5. 1902, Vollschiff „Terpsichore“, Hamburg.

**Wolter, Otto William**, Matrose, geb. 19. 10. 1859, Memel. Seit 20. 7. 1902 verschollen, 4-Mast-Bark „Paul Rickmers“, Hamburg.

**Skrabs, Else**, Fischereihilfe, geb. 31. 7. 1883, Sturmen, Kr. Heydekrug. Am 29. 11. 1902 ertrunken.

### 1903

**Palloks, Hermann**, Heizer, geb. 11. 4. 1876, Basdehnen, Kr. Heydekrug. Seit 1. 3. 1903 verschollen. Dampfer „Export“ Hamburg.

**Schernus, Martin**, Heizer, geb. 13. 9. 1878, Kr. Memel. Am 18. 2. 1903 ertrunken. Dampfer „Frieda Horn“ Hamburg.

**Skrobliens, Karl**, Matrose, geb. 30. 1. 1897, Bommelsvitte. Am 20. 6. 1903 ertrunken. 4-Mast-Schiff „Wandsbek“ Hamburg.

**Willuns, Michael**, Schiffer, geb. 8. 11. 1846 Pikeladen, Kr. Heydekrug. Am 11. 9. 1903 schwer verletzt, verstorben am 28. 9. 1903. Sconer „Maria Rosalia“ Cranmpas/Rügen.

**Schuleit, Gustav John**, Matrose, geb. 20. 3. 1880, Bommelsvitte. Am 12. 10. 1903 ertrunken. Dampfer „Kielsing“ Flensburg.

**Bruszies, Johann**, Netzmacher, geb. 13. 6. 1876, Karkelbek;

**Borrmann, Wilhelm**, Bestmann, geb. 12. 3. 1872, Kr. Heydekrug;

**Patra, Jurgis**, Fischer, geb. 17. 2. 1876, Karkelbek;

**Wirgenings, Michel**, Fischer, geb. 18. 3. 1877, Karkelbek;

**Uckstinnis, Kristops**, Fischer, geb. 10. 7. 1853, Schmelz;

**Martins, Hermann**, Fischer, geb. 12. 12. 1872, Schmelz. Zusammen am 26. 6. 1903 bei der Seefischerei ertrunken.

### 1904

**Engelin, Johann**, Wachtmann, geb. 28. 6. 1826, Memel. Am 20. 1. 1904 tödlich verletzt. Dampfer „Borussia“ Memel.

**Schlußnus, Friedrich Albert**, Trimmer, geb. 24. 12. 1874, Schmelz. Am 16. 3. 1904 tödlich verletzt. Dampfer „Deutschland“ Hamburg.

**Lindenstrauß, Henry W.**, 2. Steuermann, geb. 10. 7. 1879, Memel. Verschollen seit 11. 4. 1904. Bark „Pionier“ Bremerhaven.

**Skorloff, John, Matrose**, geb. 9. 9. 1874, Sziessze, Kr. Heydekrug. Tödlich verletzt am 7. 5. 1904. Kutter „Adalbert“?

Bei der Seefischerei fanden den Tod:

**Bernoschies, Johann**, Fischer, geb. 12. 6. 1882, Bommelsvitte, am 5. 1904 ertrunken;

**Kurklin, Richard**, Fischer, geb. 21. 5. 1889, Bommelsvitte, am 3. 6. 1904 tödlich verletzt;

**Bruschies, Wilhelm**, Fischer, geb. 30. 1. 1887, Bommelsvitte, am 3. 6. 1904 tödlich verletzt;

**Jurgans, Michel**, Fischer, geb. 22. 10. 1878, Kettwergen, Kr. Memel, am 6. 10. 1904 ertrunken.

**Schulz, Johann Albert**, Fischer, geb. 25. 12. 1857, Schmelz;

**Buxnowitz, Christoph**, Fischer, geb. 12. 9. 1866, Collaten;

**Liebe, Franz**, Fischer, geb. 24. 3. 1878, Willkischken;

**Liebe, Friedrich August**, Fischer, geb. 28. 3. 1878, Willkischen. Zusammen ertrunken (Kentern der Boote im Schneesturm) am 30. 12. 1904.

### 1905

**Brockhans, Carl Friedrich**, Fischer, geb. 21. 9. 1876, Bommelsvitte. Am 6. 4. 1905 ertrunken (Kentern des Bootes).

**Austermann, Martin**, Fischer, geb. 5. 10. 1858;

**Bluszies, Ansas**, Fischer, geb. 20. 12. 1880;

**Alwiks, Jurgis**, Fischer, geb. 3. 2. 1886;

**Mikoleit, Janis**, Fischer, geb. 10. 10. 1887, alle Karkelbek. Zusammen ertrunken (Kentern des Bootes) am 5. 12. 1905.

Aus dem Archiv Hilpert-Reinbek

## Liebe Memeler Dampfboot!

### Heimatsehnsucht — in Toronto

Unsere Leserin Anna Plauschim, heute in Toronto, im kanadischen Staate Ontario lebend, gibt uns ein Beispiel, wie weder zeitliche noch räumliche Trennung das Bild der Heimat verwischen können. So bewahrt sie das Bild Memels im Herzen!

„Umgeben von Wasser und Tannengrün liegt Memel dort, wo die See sich mit den Wellen des Haffes vermischt. Weiße Dünen schmücken den Strand der Ostsee. Die Sirenen der Schiffe und die schaurigen Töne des Nebelhorns sind die Musik des Hafens. Schlepper und Lotsendampfer holten den Seemann bis mitten in die Stadt hinein. An der Dange fand sich der Fremde gleich vor dem roten Bau der Markthalle, in der es alle Fleischsorten und Wurst von vielerlei Art gab. Dicht dabei hüpfen in den Kähen der Fischer die Flundern, Dorsche und Stinte, alle noch lebend frisch. Aber man konnte auch geräucherte Fische haben: Aale, Maifische, Heringe. Vom Fischmarkt war es nur ein Sprung in die Marktstraße, dieser Rennbahn der Memeler Hausfrauen. Sie erfüllte durch ihre Länge einen guten Zweck. So konnten die Memelerinnen die Kalorien, die sie beim Abschmecken von Butter und Sahne zu sich nahmen, wieder ablaufen.“

Nicht nur das gute Essen, sondern auch die schöne Landschaft lockten viele Fremde an, die mit den schmucken Schiffen des Seedienstes Ospreußen zu uns kamen. Sandkrug, Schwarzort und Nidden waren die beliebtesten Badeorte, in denen man nicht nur rund und dick, sondern auch gesund und braun werden konnte.

Und natürlich gehörte zu Memel auch das Memeler Dampfboot, das das Neueste aus aller Welt berichtete. Heute sind wir ihm besonders dankbar, weil es uns mit der alten Heimat in Verbindung bringt.“

### Nicht in Ekitten

In Nr. 6 vom 20. Juni, Seite 106, ist eine Brücke abgebildet, von der ich bestimmt weiß, daß es nicht die Ekittener ist. Diese war eine Eisenkonstruktion mit zwei Tragbögen. Das Bildchen auf der folgenden Seite geht von der Gwilder Wand auf meine Dangewiesen, wo ich mich vor 60 Jahren als Kind oft und gern getummelt habe. Auf der Brücke turnten meine Brüder und ich gern beim Angeln herum.“

Walter Proell, 755 Konstanz  
Haidelmoosweg 34

### Es war der Sohn, nicht der Vater

„In dem Bericht aus der Geschichte des Memeler Segel-Vereins in Nr. 7, Seite 125, wird als Vorsitzender auch Dr. Herbert Böttcher erwähnt. Er war zwar Landesdirektor, aber Landespräsident vor Otto Böttcher, sein Vater.“

Diesen Hinweis danken wir Ernst Jahn, 2 Hamburg 70, Kolpingweg 2.

### Wenn die Zeitung ausbleibt,

überlegen Sie bitte, ob Ihr Briefträger Sie diesmal vielleicht nicht angetroffen hat und das Bezugs-geld überhaupt schon kassiert ist.

# Der Memeler William Lewis Hertslet

Er schrieb das berühmte Buch

„Der Treppenwitz der Weltgeschichte“

**Immer neue Auflagen erlebt bis in die Gegenwart hinein ein Buch mit dem seltsamen Titel „Der Treppenwitz der Weltgeschichte“. Es geht den geschichtlichen Irrtümern, Entstellungen und Erfindungen auf den Grund, die aus Lesebüchern, Balladen, Theaterstücken und Gemälden einfach nicht auszurotten sind. Von Alexander dem Großen bis zu Friedrich dem Großen werden die Taten und geflügelten Worte der Großen dieser Welt kritisch unter die Lupe genommen.**

Hat die Königin Luise auf der Flucht vor Napoleon Goethes tiefsinnige Verse

Wer nie sein Brot mit Tränen ass,  
wer nie die kummervollen Nächte  
auf seinem Bette weinend sass,  
der kennt euch nicht, ihr himmlischen  
Mächte!

in das Fenster des Niddener Kruges mit ihrem Diamantring eingeritzt, wie es ein früher viel bewundertes Bild von Hans Heydeck glauben machen wollte? Natürlich nicht, denn selbst für eine geschickte Hand wäre das gar nicht so einfach gewesen. Die Königin soll nach einer Quelle diese Verse am 5. 12. 1806 in Ortelsburg in ihr Tagebuch geschrieben haben. Nach Paul Bailleur gibt es allerdings gar kein Tagebuch der Königin Luise...

Hat Solon zu Krösos gesagt: „Niemand ist vor seinem Tode glücklich zu preisen?“ Keine Spur, denn als Solon die Heimat des Krösos besuchte, war dieser noch keineswegs König, sondern ein kleiner Knabe. Wie groß war das Perserheer im Kampf gegen die Griechen wirklich? Wie groß waren die Heere der Polen und der Ordensritter in der Schlacht bei Tannenberg? Ob im Altertum oder im Mittelalter – immer wurden die Zahlen kräftig übertrieben. Hat Nero wirklich Rom angezündet? Nein, er hat es nicht getan! Starb Cäsar mit den Worten: „Auch du, mein Sohn Brutus?“ Kaum. Wie war die Geschichte mit Friedrich dem Großen und dem Müller von Sanssouci wirklich? Den König störte die Mühle keineswegs. Er war es gewesen, der auf ihrer Erhaltung wegen des schönen Bildes bestanden hatte. Hat Luther die 95 Thesen wirklich an ein Tor genagelt? Es ist zumindest fraglich, da diese Tatsache nirgends hieb- und stichfest erwähnt wird. Wie kam es zu der Sage vom Rattenfänger von Hameln? Hat Eulenspiegel wirklich gelebt?

Es ist eine amüsante und aufschlußreiche Lektüre. Die Geschichte ist keineswegs immer voll schlagfertiger Pointen. Diese werden erst viel später hinzugedichtet. Sache des Historikers ist es, die Wahrheit aus der Kruste von Verdammungen, Verherrlichungen und Übertreibungen herauszuschälen. Er muß die Geschichte von den Geschichten entrümpeln, wohl wissend, daß die Wahrheit keineswegs immer so schön ist wie ihr auffrisiertes Zerrbild.

Wer ahnte schon, daß das Buch, von dem wir sprechen, von einem Memeler stammt? Der Name William Lewis Hertslet läßt kaum auf jemand schließen, der mit Dangelwasser getauft wurde. Und doch ist Hertslet ein waschechter Sohn unserer Stadt, die lange Zeit eine bedeutende englische Kolonie besaß, aus der wir nur die Namen Mason, Simpson, Pitcairn und Plaw zu nennen brauchen.

Hertslet wurde am 21. November 1839 als Sohn des englischen Berufskonsuls Wil-

liam John Hertslet in unserer Stadt geboren. Memel hatte damals kaum 7800 Einwohner, dafür aber rund 700 Schiffe jährlich, die englische Industrieprodukte brachten und Getreide, Hanf und Häute nach England mitnahmen. Ein- und Ausfuhr lagen zum größten Teil in englischen Händen, weshalb die kleine Stadt auch zur Ehre eines britischen Konsuls kam. Sein Sohn genoß im Progymnasium eine humanistische Bildung und wuchs unter den Söhnen von Offizieren, Kaufleuten und Gutsbesitzern auf, die deutsche Sprache wie seine Muttersprache beherrschend. Da der Vater nicht nur Konsul, sondern auch Kaufmann war, absolvierte er bei ihm nach der Schulentlassung die Lehre, ging dann zur Vervollkommnung seiner Kenntnisse nach London und kehrte wieder nach Memel zurück, wo der Vater mit Finanzierung und Bau der Ostpreußi-

schen Südbahn das Geschäft seines Lebens hierbei zum Fachmann in Eisenbahn- und Aktienrecht. Mit einem blauen Auge stieg er aus dem wackligen Eisenbahngeschäft aus, ehe der große Zusammenbruch kam. Mit dem Rest seines Vermögens gründete er in Berlin ein kleines, aber solides Bankhaus, das seinen Mann ernährte und ihm Zeit für sein Hobby, die Beschäftigung mit Literatur und Geschichte, ließ. Seine vielseitigen Kenntnisse stellte er zunächst für Georg Büchmanns „Geflügelte Worte“ zur Verfügung. 1882 gab er in bescheidenem Umfang von 160 Seiten Kleinformat seinen „Treppenwitz“ heraus. 1886 erschien bereits die dritte Auflage mit einem stattlichen Oktavband von 468 Seiten. 1895 gab er sein Bankgeschäft nach fast 25jährigem Bestehen auf, um sich ganz seinem Lieblingswerk zu widmen, das er immer wieder durch neue Funde ergänzte. Leider war ihm der beschauliche Lebensabend eines Privatgelehrten nicht lange vergönnt. Er starb am 2. Mai 1898.

Das Werk wurde anschließend 25 Jahre lang von Prof. Dr. Hans F. Helmolt betreut, der es mit Wissen und Bienenfleiß bis zur 10. Auflage erweiterte. Heute führt es der Historiker Friedrich Wencker-Wildberg bis in die ersten Jahre unseres Jahrhunderts fort.

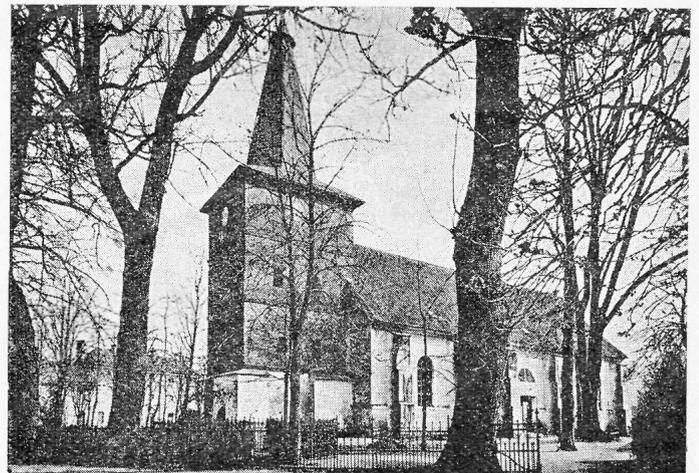
Ein Treppenwitz in Hertslets Lebenslauf? Er soll in Memel das Abitur erworben haben. Aber die Höhere Bürgerschule hatte damals nur sechs Klassen. Vollgymnasium wurde sie erst 1860. Aber da war Hertslet schon 20 Jahre alt und längst aus der Schule heraus...

H. A. Kurschat

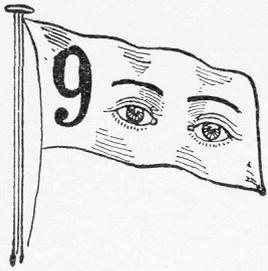
## Das Kirchspiel Ruß

Ruß besitzt die älteste Kirche des Kreises Heydekrug, die bereits aus Ordenszeiten datiert und wahrscheinlich 1419 begründet wurde. Der Anfang des Kirchspiels liegt im Dunkel. 1541 wird ein Simon Alektor (Hahn) als Pfarrer in Ruß ernannt, weigert sich aber die Stelle anzutreten, weil ihm kein Pfarrhaus erbaut wird. Er will sich nicht „in ein rauchloch, in den kot vnd vnflat erger denn ein thummes vihe stoßen“ lassen. 1558 ist ein Gregorius aus Wilna in Ruß, wohl ein Pole, der sich in lateinischer Sprache an den Herzog wendet. Seit 1553 war bei ihm Nicolaus Sautyll als Schulmeister, der dann Pfarrer wurde und wohl bis 1595 amtierte. Ihm folgten Lazarus Sengstock aus Werden (1595–98), Peter Clocovius ebenfalls vorher in Werden (1598–1602), sein Bruder Theodorius Clocovius (1602–29, an der Pest verstorben), Christoph Praetorius (1629–31), Johannes Sperber (1631–56), Michael Gallus

(1656–98), Bartholomäus Schultz (1698–1710, an der Pest verstorben), Johannes Jacob Sperber, des vorerwähnten Pfarrers (1711–41), Johannes Broskovius (1741–73), Theodor Gottlieb Thilo (1773–95), Daniel Wahl (1795–1826), Wilhelm Theodor Schimmelpfennig (1826–31), Karl Eduard Ziegler (1832–51), wurde Superintendent, David Peteaux (1851–57), Carl Eduard Schrader (1857–72), Otto Friedrich Hermann Krauß (1872–95). In der achtjährigen Vakanz wurde die Stelle von den Hilfspredigern Max Uckermark (1895–1900) und Arthur Pipirs (1900–03) verwaltet. 1903 folgte Franz Gregor, der über Schwarzort und Pillkallen nach Ruß kam und von hier 1914 nach Memel versetzt wurde, wo er Generalsuperintendent wurde. Seit 1914 war Hermann Carl Conrad Oloff Pfarrer in Ruß. Ihm folgten bis zur Flucht 1944 die Pfarrer Michael Klumbies und Walter Grops.



Die  
Russer Kirche



## Prima frisch geröstete Neunaugen

In Memel trank man Porter zu dieser  
Delikatesse

Wenn bei der Memeler Fischräucherei F. Suhr die rote Fahne mit der großen Neun und den beiden Augen ausgesteckt war, wußten Kenner, daß man hier frisch geröstete Neunaugen bekommen konnte. In unserer Heimat wurden die Neunaugen im Memeler Tief, in der Dange, im Kanal und im Rußstrom gefangen. Die Hauptsaison reichte vom frühen Herbst bis Weihnachten. Im Tief stellte man Weidenreusen zum Fang auf, während an den anderen Fangplätzen Netze, die sog. Wenter, benutzt wurden. Die Reusen blieben die Fangsaison hindurch im Wasser und wurden nur einmal wöchentlich, zumeist sonnabends, gelichtet. Der Fang war unterschiedlich, doch wurden bis zu 20 Zentner in der Woche angelandet. Hauptabnehmer war die Memeler Fischräucherei F. Suhr, die 1905 die Firma R. Abel Ww. übernahm. Damit führte Suhr auch die Neunaugenprobierstube in der Paradiesstraße unweit des Lotsenturms weiter. Es handelte sich um ein Holzhäuschen, das in einem Garten lag und nur drei Räume hatte. Hier fanden 20–30 Gäste Platz. Ihnen wurde die Schüssel mit den frisch gerösteten Neunaugen auf den Tisch gestellt. Jeder langte zu bis er satt war. Die Bezahlung erfolgte nach der Zahl der auf dem Teller liegenden Köpfe, da diese nicht mitgegessen wurden. Es gab auch Feinschmecker, die nach hinten in die auf dem gleichen Grundstück befindliche Rösterei gingen und sich ihre Neunaugen direkt vom Rost aussuchten.

Gegessen wurden die Neunaugen mit frischen Brötchen. Dazu trank man Aquavit, Bommelunder und — Porter. Die Memele: Aktienbrauerei stellte dieses vorzügliche Getränk nach englischen Rezepten her, und Direktor Kosky konnte auf die Qualität wirklich stolz sein.

Nicht viele Memeler kannten die Probierstube. Dafür war sie aber weit über Memel hinaus bekannt. Da sie in ihrer Originalität einmalig war. In das Gästebuch hatten sich viele auswärtige Besucher eingetragen, u. a. der Flieger Stiefvater, einige hohe Generäle, Dr. Hugo Gutsche aus Südafrika, Freund des bekannten Schriftstellers Hans Grimm („Volk ohne Raum“), einige Amerikaner, auch Direktor Küsel und Professor Behrens.

1916 wurde die Räucherei in der Paradiesstraße aufgelöst und in größerem Stil in der Schlewisstraße fortgesetzt. Dort wurden die Neunaugen mariniert und in Dosen nach ganz Deutschland verschickt. Emil Suhr führte die Räucherei seines Vaters weiter, auch nach der Flucht, die für ihn in Cuxhaven endete. Heute hat er die Räucherei zwar aufgegeben, doch besteht seine Firma fort, da sie von einer großen Cuxhavener Räucherei übernommen wurde.

\*

Und hier nun alles Wissenswerte über die Neunaugen und die Art ihrer Zubereitung!

Unter den lukullischen Genüssen, die Ostpreußen als provinzielle Besonderheiten bot, steht die geröstete und marinierte Zwergpricke, das der Fischgattung der Rundmäuler angehörende Neunauge (*Petromyzon flu-*

*viatilis*) obenan, das seine Bezeichnung von sieben augenähnlichen Kiemenöffnungen neben den wirklichen Augen hat.

In den Haffen sowie in den Unterläufen der hier und in die Ostsee einmündenden Flüsse wird das Neunauge, das 30 bis 50 cm lang ist, gefischt. Der Fang ist in der Menge sehr schwankend, doch immer recht lohnend. Die Stadt Elbing war von jeher der Haupt-röstungs- und der Haupthandelsplatz für diese geschätzten Leckerbissen. Schon in



Solche Aufnahmen waren leicht zu machen

alter Zeit waren sie ein bedeutender Handelsartikel, und alte Chroniken melden, daß schon zur Ordenszeit die Pricken nach den Hauptstädten Europas gesandt wurden. Vor dem Kriege waren in Deutschland Schlesien und Sachsen die Hauptabnehmer.

Die Pricke macht in ihrer Entwicklungszeit eine Metamorphose durch; sie heißt als Larve Querder, auch Leinaal oder Kieferwurm. Nach wissenschaftlichen Untersuchungen bekommt die Pricke erst im dritten Jahre Augen und tritt in dieser Zeit ihre Wanderung von den Laichflüssen in die See an. Im fünften bis sechsten Lebensjahre ist die Pricke ausgewachsen und wird während der Monate September, Oktober und November auf den Laichfahrten vom Meer in die Flüsse gefangen. Engmaschige Reusen und Neunaugensäcke, die, an Pfählen befestigt, in der Strömung liegen, werden als Fallen den wandernden aalartigen Tieren zum Ver-

hängnis, und in dunklen Nächten sind die Fänge außerordentlich ergiebig.

In den Röstereien werden die Pricken in Balgen, große flache Holzgefäße, geschüttet und reichlich mit Salz bestreut. In wildem Wühlen, Schlängeln und Winden reiben die Neunaugen hier ihren schleimigen Hautbelag ab und geben auch ihre unverdauten Nahrungsreste, Sand und Schlamm, sowie den Darminhalt von sich. Bekommt man beim Verspeisen der Neunaugen Sandkörner in den Mund, so ist das ein Zeichen, daß die Neunaugen schon „matt“ in die Salzbalgen kamen und nicht mehr genügend Kraft hatten, sich in der Salzmenge „totzulaufen“ und auch innerlich zu säubern. Ausgeweidet wird das Neunauge nicht, da es, wie schon gesagt, in der Salzbalge seinen Darminhalt entleert, also ganz sauber weiterverarbeitet werden kann. Der Kenner schneidet daher nur den Kopf und die Schwanzspitze der gerösteten Pricke ab und verzehrt sie ganz. Der Rest des Schleimüberzuges und des anhaftenden Salzes wird von Frauen und Kindern mit Messern abgestrichen, und nach weiterer gründlicher Säuberung sind die jetzt graugrünen Pricken fertig zum Rösten.

Von dem Rösten, das auf eisernen Rosten über Holzkohlenfeuer geschieht, ist die Güte der Waren abhängig. Mehrere Roste liegen nebeneinander, und das Wenden der bratenden Neunaugen mit dem Holzspieß ist eine schwierige Kunst, die langjähriger Übung bedarf. Die Pricken sollen nicht angebrannt, aber auch nicht nur halb geröstet sein. Nur Erfahrung erkennt den richtigen Augenblick, in dem die Fische den Rost verlassen müssen. Die Neunaugen wandern vom ersten, am wenigsten heißen Rost bis zum letzten mit den stärksten Hitzegraden und von hier in den Pack- und Marinierraum.

Das Geheimnis und der besondere Wert der Neunaugenbereitung aber war die Marinade, ein Tunke, deren Hauptbestandteil der wunderbare Tiegenhofer Bieressig war. Alle anderen Essigarten gaben den Neunaugen einen zu sauren Geschmack, der ihre Güte wesentlich beeinträchtigte. Das besondere Würzen und Zubereiten des Tiegenhöfer Bieressigs war in jedem Falle Geschäftsgeheimnis der betreffenden Neunaugenrösterei. In dem Packraum mußten auf Brettergestellen die gerösteten Neunaugen auskühlen, bevor man sie in die Versandgefäße bringen konnte.

Die charakteristische Art der Verpackung war die der Schockpackung in kleinen Holzfäßchen. Waren die gerösteten und abgekühlten Neunaugen abgezählt in die Fäßchen eingelegt, so wurden diese von Böttchern verschlossen. Durch das Spundloch wurde die fertige Bieressigmarinade über die Neunaugen gegossen, das Spundloch zugekittet und die Neunaugen konnten nun die Reise in die Welt antreten. In jüngster Zeit wurden auch Blechgefäße für den Neunaugenversand verwendet. Die kleineren und kleinsten Packungen ließen sich nur in Blechdosen herstellen, die eine Maschine luftdicht verschloß.

Natürlich wird so ein geschätzter Leckerbissen, wie sie die Neunaugen sind, auch gefälscht und nachgemacht. Man bringt junge Aale von der Größe der Neunaugen als solche unter dem Namen Aalpricke in den Handel. Die gleiche Zubereitung und Verpackung machten die Täuschung namentlich für die Binnenländer glaubhaft. Der Geschmack ist jedoch nicht der gleiche. Außerdem klärt die Gräte des Aales über den Betrug leicht auf. Das Neunauge besitzt nur einen Knorpelstrang, der durch das Rösten und durch die Marinade ganz weich und verdaulich wird.

# Das Glück der Tine Bernat

Wie eine breite Straße aus fließendem Silber zog der wuchtige Skirwietstrom durch das Grün der weiten Wiesen unter dem lichten Himmel und glitt, vom Chor ungezählter gefiederter Sängern in den Büschen seiner Ufer begleitet, dem blauenden Haß — und einem heißen Sommertag entgegen. So friedvoll war dieses Fleckchen Erde an diesem wundervollen frühen Morgen, daß das junge Mädchen es nur schwer übers Herz brachte, diesen Frieden durch forsches Eintauchen der Riemen in das wie polierte glatte Wasser zu stören. Aber es mußte sein.

Tine Bernat war glücklich, nun in Skirwiet zu sein. Mit schaudern dachte sie daran, wie man sie vor wenigen Tagen mit entblößten Schultern und zerzausten Haaren in den Armen ihres Brotgebers in Uszlöknen gefunden hatte. Sie konnte es der Bäuerin nicht verübeln, daß sie ihren verzweifeltsten Kampf mit diesem Unhold für raffiniertes Theater hielt, obwohl die Gute ihren Mann hätte besser kennen müssen. Der Reichtum, mit dem ihre Statur geradezu verschwenderisch ausgestattet war, hatte sie schon öfters, wenn auch noch nie so arg wie neulich, in unschöne Situationen gebracht. Schon früh hatte sie vor den Männern auf der Hut sein müssen. Elterlichen Beistand hatte sie kaum gehabt. Ihren Vater kannte sie nicht, wußte nicht einmal, wer ihr Vater war, und die Mutter hatte sie schon mit elf Jahren verloren.

Die Mutter hatte es auch nicht gut gehabt. Als Kind armer Leute in Minge hatte sie auf den Wunsch ihrer Eltern einen Bauernsohn in Gaidellen heiraten müssen, obwohl sie von dem Manne, den sie liebte, der aber nur ein Pakutkeningker in Warruß war, ein Kind hatte. Der junge Boneleit war so sehr in „seine Liesbeth“ vernarrt, daß er das Kind — sie, die kleine Tine — in Kauf nahm. Aber schon nach wenigen Jahren hatte er, ein haltloser Leichtfuß, sein ganzes Hab und Gut bis auf den letzten Heller und Pfennig durchgebracht. Zwei Jahre später verunglückte er als Holzfäller im Scherner Wald tödlich. Und drei Jahre darauf starb auch die Mutter an einer bösen Krankheit.

Sie, Christine, kam nun zur Großmutter, die in Minge in großer Armut lebte und schon nach zwei Jahren starb. Jetzt wurde sie mit ihren dreizehn Jahren sozusagen im Dorf herumgereicht, um sich, bald als Gänsehirtin, bald als Mädchen für alles, ihr tägliches, oft sehr mageres Brot zu verdienen. Kaum konfirmiert, verdingte man sie als vollwertiges Dienstmädchen nach auswärts. Und jetzt begann das Leiden erst richtig, bis dann diese bittere Zeit wenige Tage nach dem Skandal in Uszlöknen endete, denn nun war sie mündig geworden und somit ein freier Mensch. Und nun hatte sie sich am gestrigen Dienstag auf dem Wochenmarkt in Heydekrug zum erstenmal selber verdungen, zu Bauer Rodat in Skirwiet. Und hier würde sie es gut haben, das spürte sie. Die Rodatsche, eine gütige, rundliche Frau, hatte sie zwar zuerst wie ein Gespenst angestarrt, dann aber sehr freundlich aufgenommen. Beide waren nett zu ihr und machten den besten Eindruck auf sie. Vielleicht mochten sie sie, weil sie keine Kinder hatten und sich einsam fühlten. Jedenfalls trauten sie ihr alles Gute zu.

So hatten sie sie auch gleich heute morgen allein über den Strom auf die ihr fremden Wiesen geschickt, die Kühe zu

melken. „Gute zweihundert Schritte hinter dem Weidengebüsch am Strom, bei den sieben dicken Weidenbäumen linker Hand, sind zwei eingezäunte Weiden. Und da wo die fünf Kühe drin sind, das sind unsere, im andern Hock sind nur vier. Und e ganz sicheres Zeichen is noch, daß eine von unsre Kühe rotbunt is.“ So lautete die sichere Information.

Mit sanftem Ruck fuhr der Kahn auf den gelben Sand des Ufers auf, und die herrliche Fahrt war zu Ende. Vergnügt stieg Tine aus dem Kahn und band ihn an einen Weidenast an, damit er nicht von einem vorbeifahrenden Dampfer losgespült würde. Dann schüttelte sie die Pede mit den beiden Eimern und sah sich nach dem Steig um, der durch das dichte Gestrüpp führen sollte. Bald hatte sie ihn gefunden und bald auch das Gestrüpp durchtreibt und schritt rüstig auf die sieben Weidenbäume zu. Und dann befand sie sich vor den beiden eingezäunten Weiden. Die Rodatschen Kühe waren mühelos ausgemacht, denn die Rotbunte war nicht zu übersehen. Auch die Zahl der Kühe stimmte in beiden Hocken.

Wie herrlich es hier war! Und wie still! Nur dann und wann schilpte schrill ein Sperling in den Weidenbäumen oder rief ein Kiebitz von den Wiesen her. Und es duftete nach Gras und Wiesenblumen. Tief atmete Tina die würzige Luft ein und knöpfte das Hemd noch weiter auf, dem Körper die wohligh schmeichelnde Luft zu gönnen. Dann galt es, sich mit den Kühen anzufreunden, was besser klappte als gedacht. Sie wurde gründlich berochen und dann mit zufriedenen Brummen als Melkersche akzeptiert. Nur die Rotbunte hielt sich abseits. Aber die hatte bis zuletzt Zeit. Schaffensfreudig hockte sie sich neben der ersten Kuh nieder und begann zu melken.

„He, Sie! Wie kommen Sie dazu, fremde Kühe zu melken?“ wurde sie noch einer Weile von einer knarrenden Stimme angesprochen. Erschrocken wandte sie sich um und sah einen robusten Mann vor sich und einige Schritte hinter diesem einen sehning Burschen mit blondem Haarschopf. Hastig knöpfte sie ihr Hemd zu und sagte mit erzwungener Ruhe: „Weil ich keine eigenen Kühe hab, muß ich fremde melken.“

„Hörst, Fritz, weil se keine eigne Küh hat, muß se fremde melken“, sagte der Mann spottend zu dem jüngeren. Dann brüllte er sie an: „Weißt du unverschämtes Luder nich, daß das Diebstahl is und daß du inne Kalus gehörst?“ Gekränkt aber beherrscht gab die so Angefahrene zurück: „Schreien Sie sich nich die Plauz außem Leib, ich bin nich schwerhörig, und erklären Sie mir auf manierliche Art, warum das Diebstahl sein soll, wenn e Magd die Kühe ihres Herrn melkt.“

„Das is vleicht e raffiniertes Aas“, stieß der Mann erbost hervor und meinte: „Ich weiß aber nuscht davon, daß ich e neue Magd gedungen hab.“

„Das hab ich auch nich behauptet. Mein Herr is der Bauer Rodat aus Skirwiet I.“

„So. Und warum melkst du dann nich seine Küh, sondern meine? Ich bin der Bauer Gruszins aus Skirwiet II. Und das hier sind meine Küh. Und dort is mein Hof.“

Er zeigte mit der Hand nach halbrechts, wo mehrere hundert Meter entfernt ein Hausgiebel hinter hohen Bäumen zu sehen war. Doch wie sollte das beweisen, daß diese Kühe ihm gehörten? Der Kerl erlaubte sich bloß einen dummdreisten Scherz mit ihr. Und gereizt sagte sie: „Hören Sie mir man

gut zu. Wenn Sie hier Kühe haben wollen, dann spazieren Sie man in das Hock nebenan, vleicht sind das Ihre. Diese fünf hier gehören Rodats. Und eine von diesen Rodats Kühen is außerdem rotbunt. Rotbunt, verstehen Sie? Oder glauben Sie, ich bin farbenblind?“

„Dwatsch bist. Sperr deine Glotzen auf und klick richtig hin, in welchem Hock die Rotbunte is“, erboste sich der Mann.

„Das sollten besser wir tun, Bauer“, mischte sich jetzt der Blonde ein. „Rodats Rotbunte steht auf unsere Seit am Zaun.“

„Wahrhaftig“, brummte der Bauer nach genauem Hinsehen. „Aber das hätt die Marjell kicken müssen.“

„Hat se auch. Aber wo se hier, wie es scheint, zum erstenmal is, weiß se nich, welches Hock Rodats is, Kuhzahl und -farbe hat gestimmt“, meinte der Blonde, worauf Tine erschrocken aufsprang und verlegen stotterte: „Ge-genau so is das. Und das is — mir sehr peinlich.“

Jetzt war der Bauer wie verwandelt. Wie ein Theaterspieler auf dem Feuerwehrest warf er sich in die Brust und sagte: „Tja, gestohlen bleibt gestohlen. Aber ich will man nich so sein.“ Und ganz dicht an Tine herankommend, fuhr er süßlich fort: „Ich glaub, wir werden uns schon enig werden, bist doch e ganz schnuggliche Marjell.“ Und nach diesen Worten schlang er Tine den Arm um die Hüfte.

Die fuhr ihn empört an: „Was fällt Ihnen ein?“ Und sie versuchte, sich freizumachen.

Aber Puppche, wirst doch nich gleich so kratzbürstig sein. Wenn bißche nett zu mir bist, is der Fall vergessen.“

„Laß die Marjell in Ruh, Bauer“, sagte jetzt der Blonde. Der Bauer überhörte ihn. Auch eine zweite Aufforderung überhörte er, das sich vergeblich wehrende Mädchen wie ein Schraubstock festhaltend. Erst als der Blonde näherkam und ihn hart ansprach: „Laß die Marjell los!“ gab er Tine frei und zischte den Burschen an: „Bist du mein Knecht oder mein Herr?“ Der gab keine Antwort, sondern ging, die Rotbunte in ihr Hock zurückzutreiben. Nur einmal drehte er sich noch um, worauf der Bauer in entgegengesetzter Richtung wegging.

Nachdem die beiden Männer verschwunden und die richtigen Kühe gemolken waren, machte Tine sich erleichtert auf den Heimweg. Ehe sie aber losruderte, saß sie noch eine Weile nachdenklich in dem Kahn. Seltsam, aus dem ungeschönen Erlebnis auf der Wiese hob sich das Bild des blonden Burschen angenehm heraus. Es gab doch noch wirkliche Männer. —

Das Leben auf der neuen Arbeitsstelle kam Tine wie eine Erholung vor, obwohl es auch hier nicht wenig zu tun gab. Ihre Arbeit fand in diesem Hause stets Anerkennung, und die Frau war immer freundlich zu ihr, ebenso Rodat. Nicht einmal mit einem Blick belästigte er sie, und sie brauchte nicht krampfhaft darauf zu achten, daß an brütend heißen Tagen ja auch der letzte

Unsere

## Buchversand-Abteilung

führen wir ab 1. August 1972 nicht mehr weiter.

Nur Werke aus unserem eigenen F. W. Siebert Verlag kommen noch zur Auslieferung und können beim Verlag Memeler Dampfboot bestellt werden.

Verlag MEMELER DAMPFBOOT  
29 Oldenburg, Ostlandstr. 14

Knopf unterm Kinn zu war. Sich ungewollungen zu geben, hatte ihr sogar die Frau Rodat Mut gemacht.

„Weißt, Kind“, sprach sie, „was er mir mal, als ich noch Magd bei ihm war, gesagt hat? Ein Mann, der Gott fürchtet und nich vergißt, daß ihn eine Frau geboren hat, wird einer Frau stets mit höchstem Respekt begegnen, auch wenn sie mal weniger verummumt is. – Und mir gegenüber hat er sich auch bis heute so benommen.“ – So dachte dieser Mann. Wo gab es das noch? –

Ein glühend heißer Tag – und dazu große Wäsche. Tine stand in der Küche vor dem großen Bottich und wusch – und schwitzte. Und die Rodatsche kochte weitere Wäsche auf dem mächtigen Ziegelherd, der zu der Hitze dieses Tages noch das seine hinzutut.

Um die Kleinmittagszeit kam Rodat in die Küche, um sich ein bißchen zu verbeißen. Aber bei der Tür blieb er plötzlich stehen und sah Tine so merkwürdig an. Doch nur für Sekunden, so daß Tine schon glaubte, es habe ihr nur so geschienen. Aber als er dann an dem Bottich vorbeikam, trat er plötzlich hinter sie und zog ihr das offene Hemd von der rechten Schulter. Reflexartig fuhr Tine herum und schlug ihm die nasse Rechte ins Gesicht. Dann lief sie, am ganzen Körper zitternd, in ihre Kammer, entschlossen, ihren Pungel zu packen und unverzüglich das Haus zu verlassen.

„Kind, kannst mir wahrhaftig glauben, er wollte nuscht Schlechtes von dir“, beteuerte die Frau Rodat, die ihr nachgegangen war, ein über das andere Mal. Das Mädchen

schwieg verbissen. „Wenn ich nur wüßt, wie ich es dir am besten klarmachen könnt“. klagte die gütige Frau. Und dann sagte sie: „Weißt du, Tine, wer ich bin?“

„Was soll diese Frage?“ wehrte Tine gequält ab.

„Ich bin das ehemalige Dienstmädchen deiner seligen Mutter und deines verstorbenen – wie soll ich ihn nennen? – Pflegevater“, sprach die Frau Rodat weiter. Tine war überrascht, ließ es aber nicht merken. „Als der Mann deiner Mutter Pleite gemacht hatte“, fuhr die Frau fort, „mußte ich gehen. Du warst damals sechs Jahrchens alt. Ich diente nu hier und dort in den umliegenden Dörfern. Dann kam ich nach Skirwiet. Mein neuer Herr aber rückte nur schlecht mit dem Lohn raus. Ich kündigte. Und da nahm mich Rodat in Dienst. Er war Junggeselle, und ich hatte zuenst Bedenken. Aber er war ein feiner Mensch. Nach zwei Jahre, das is nu vor vier Jahre, hat er mich geheiratet.“

„Warum erzählen Sie mir das alles? Das hat doch nuscht mit seiner Unverschämtheit mir gegenüber zu tun.“

„Ich erzähl dir das...“ Sie hielt verlegen inne. Dann sagte sie mit großem Ernst: „Ich glaub, ich muß es dir nu geradheraus sagen. Weißt du, wen du vorhin geschlagen hast? – Deinen Vater!“ – Nun war es heraus.

Tine starrte die Frau an. Ihr helfend, fuhr diese fort: „Und weißt du auch, warum er dir das Hemd vonne Schulter zog? Er wollte das Muttermal, das aufe rechte Schulter hast,

sehen. Dieses Muttermal is beinah alles, was er von dir, seiner Tochter, die er so lieb hat und um die er so viel Kummer ertragen mußte, weiß. Obwohl ich auch nich viel mehr über dich wußte, hab ich ihm trotzdem viel von dir erzählt, besonders, seit er dich ahnungslos als Dienstmädchen in sein Haus gebracht hat. Ich hab dich – seltsam – gleich erkannt. Ich wußte aber nich, was ich tun sollte. Doch dann hab ich ihm schließlich vor paar Tagen gesagt, wer du bist. Aber mit dir nu selber zu sprechen hat er sich ebenso wenig getraut, wie vorher nach dir zu forschen, denn nach dem, was er mit deiner Mutter erlebt hatte, glaubte er, sie könnte zu dir nur schlecht über ihn gesprochen haben, und du würdest ihn auf den Tod hassen; er wußte doch nich, wie der Fall wirklich lag. Und darum is das, so empfindsam wie er is, verständlich. Aber nu wißt ihr beide über euch Bescheid, und ich hoff, daß du nu richtig handeln wirst; er wird es ganz gewiß.“

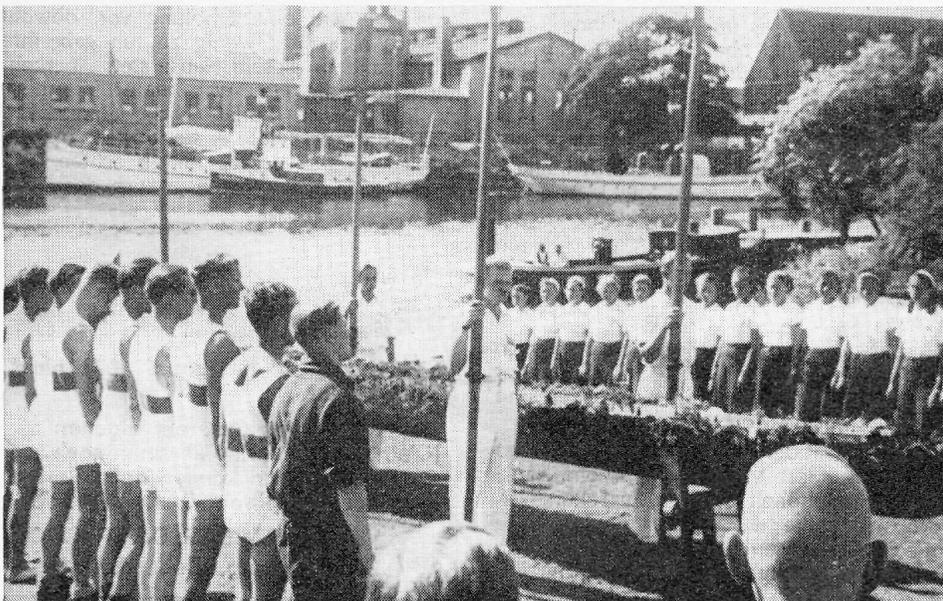
Tine handelte richtig. Und ihr Glück war groß. Sie versöhnte sich wegen des übereilten Schlags ins Gesicht des geliebten Vaters. Sie hatte ein Heim gefunden. Und sie hatte den Vorzug, das vor Glück überquellende Herz einem Menschen ausschütten zu können, der – überm Strom seinem Hemm dienend – nicht nur blond und ein richtiger Mann, sondern auch ein wirklicher Freund war – und um des Sommers Neige des wohlhabenden Bauern Rodat geschätzter Schwiegersohn wurde. **Herbert Rohde**

## Festungsgraben – Heimat der Ruderer

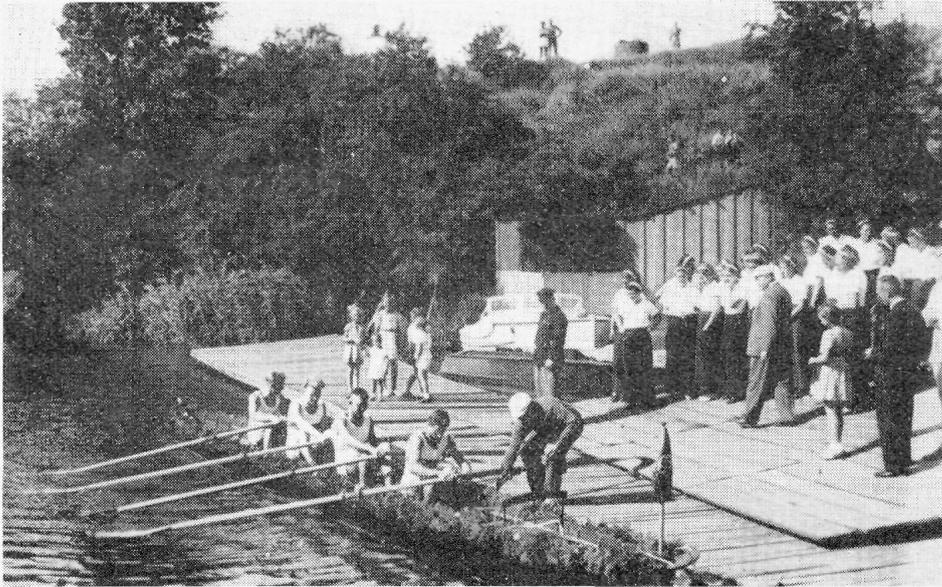
Der Memeler Festungsgraben ist ein romantisches Gewässer, in dem sich ein bedeutendes Stück der siebenhundertjährigen Geschichte der alten See- und Handelsstadt die Mümmelburg, um die sich die junge Rudervereins Neptun ist eingebettet in Bäu-Stadt scharte. Hier wurden im 16., 17. und 18. Jahrhundert umfangreiche Fortifikationsarbeiten vorgenommen, durch die der Festungsgraben seine Form gewann. Auf der Zitadelle standen die umfangreichen Burg- und Festungsanlagen, die die Stadt weit überragten. Erst im 19. und im 20. Jahrhundert verlor der Festungsgraben seine mili-

tärische Bedeutung. Die Burg war verfallen und wurde nach und nach abgerissen. Der Graben wurde teilweise zugeschüttet. Übrig blieb ein stiller Wasserarm, der an der Kettenbrücke mit der Dange und damit mit Haff und See verbunden war. Hier hatten im Winter die Fähren, Nehrungsdampfer und Boydacks ihren Liegeplatz. Im Sommer aber gehörte der Festungsgraben den Fischern und Gemüsebauern aus dem Delta, die mit ihren Kähnen bis an den Marktplatz heranfahen konnten und hier einen ruhigen und doch verkehrsgünstigen Liegeplatz fanden. Vor allem aber waren am Festungsgraben

die Memeler Wassersportler zu Hause. Am Heumarkt, dem früheren Hannemannschen Holzplatz, hatte der Memeler Kanu-Verein sein Bootshaus. An der Grabenstraße war der Paddel-Sport-Klub zu Hause, und auf dem Gelände der Zitadelle errichtete der Ruderverein Neptun sein massives Bootshaus. Unsere Bilder, von Charlotte Dippel zur Verfügung gestellt, werden nicht nur die Ruderer interessieren. Sie zeigen auch typische Ausschnitte aus diesem schönen Winkel unserer Heimatstadt, die jeder gern wiedersehen möchte.

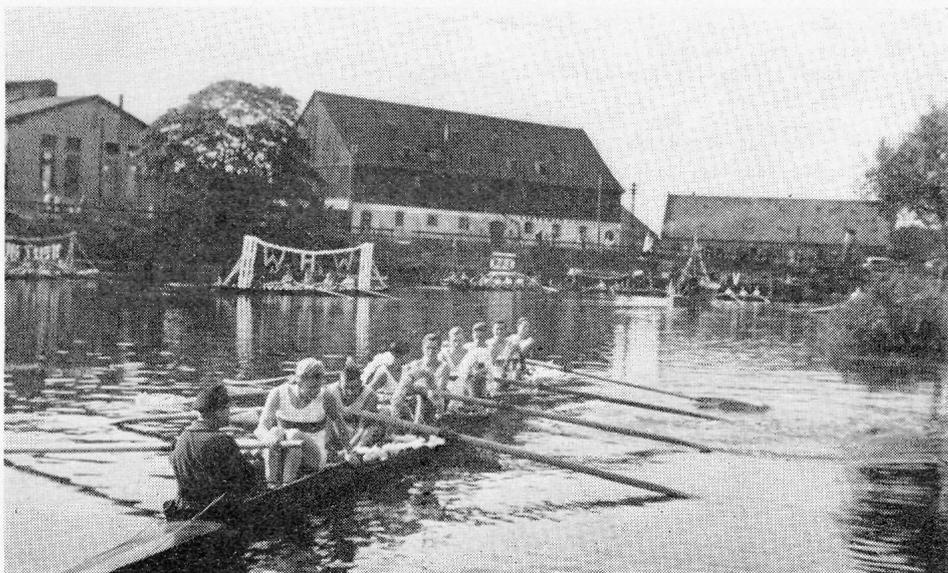
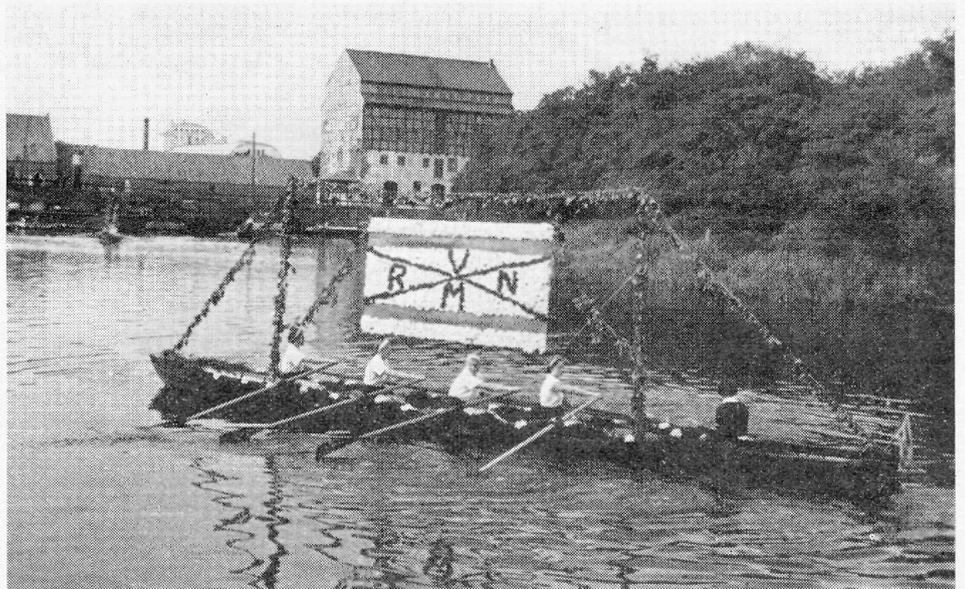


Stolzer Auftakt des Ruderjahres war stets das Anrudern, das oftmals mit einer Bootstaufe verbunden war. Unser Bild, wahrscheinlich aus dem Jahre 1939, entstand anlässlich solch einer Bootstaufe. Die Riemen aufgesetzt, steht die Besatzung neben dem bekränzten Vierer. Ruder und Rudererinnen machen Front zum Täufeling. Solche feierlichen Augenblicke im Clubleben erfüllten mit Stolz und stärkten das Gemeinschaftsgefühl, das in unseren Memeler Vereinen in der Abtrennungszeit besonders stark entwickelt war. – Der Blick geht hier vom Taufakt über den Festungsgraben zur Lindenauwerft, deren Werkhallen den Hintergrund bilden. Am Ufer liegen zwei kleine Haffdampfer, die während des Winters überholt worden waren und vor dem Einsatz im Verkehr nach den Badeorten der Nehrung stehen.



Hier wird der getaufte Vierer vom Bootsteg des RVNM zur Jungfernfahrt eingesetzt, eine Prozedur, die unter den kritischen Blicken der Vorstandschaft und der Mädchen vor sich geht. Wenn wir uns recht erinnern, erhielt dieses Boot den Namen „Heimat“, der daran erinnern sollte, wie umstritten und umkämpft diese im Volkstumskampf der Memelländer gewesen war. 1939 war dieser Kampf zugunsten des Deutschtums entschieden – niemand konnte damals ahnen, wie bald sich das Blatt abermals wenden sollte. – Die Bootshausanlage des gespiegelt hat. Hier stand im 13. Jahrhundert me und Büsche, die die Hänge des Zitadellenhügels mit kräftigem Grün überzogen haben. Vom Hang und von der Höhe des Burgberges blickten interessierte Zuschauer herab. Zwischen ihnen ist ein letzter Rest des Mauerwerks der Memeler Burg sichtbar.

Blumenkorso 1941! Nach den Blitzsiegen in Polen und in Frankreich schien der Krieg den Atem anzuhalten. Memel lag weit von den Schauplätzen, die einige Wochen lang Schlagzeilen gemacht hatten. Es waren sonnige Frühlings- und Frühsommerwochen eines trügerischen Friedens. Die Memeler Wassersportler eröffneten die neue Saison mit einem Blumenkorso. Hier rudern Mädels einen „Vierer mit“, der zwischen Girlanden den Stander des Rudervereins Neptun, aus lauter Blüten gesteckt, zeigt. – Das Boot folgt der Rechtsbiegung des Festungsgrabens zur Kettenbrücke und damit zur Dange. Markanter Punkt an der Kettenbrücke ist der Fachwerkspeicher, der die Reismühle Astra aufgenommen hatte. Über dem Dach des links anschließenden Lagerschuppens sieht man den aus der Litauerzeit stammenden Speicher am Winterhafen.



Unser letztes Bild zeigt den Start des Neptun-Achters zum Blumenkorso 1941. Die junge Mannschaft ahnt noch nichts davon, daß in wenigen Wochen der Ostfeldzug beginnen wird, der zum Grab ganzer Generationen werden soll. Volksgemeinschaft wird in jenen Tagen groß geschrieben. Ein Vierer wirbt für das Winterhilfswerk (WHW), auf einem anderen liest man in Blumenschrift „Helft mit“. – Den Hintergrund bilden diesmal schlichte Gebäude, wie sie in jeder Hafenstadt zu finden sind: Links eine Werfthalle, in der Mitte ein Speicher, den die Litauer in Erfüllung des Rückgliederungsvertrages vom 23. 3. 1939 für ihren Freihafen zugesprochen erhalten hatten, rechts eine Lagerhalle, die schon nicht mehr am Festungsgraben, sondern auf dem Nordufer der Dange liegt, die hier nur durch einen schmalen Uferstreifen vom Festungsgraben getrennt ist.

MARGRET KUHNKE

# STORCH, STORCH, BESTER . . .

„Marjellchen, willst mit in die Stadt?“ fragte Tantchen. Natürlich wollte ich. Ich wollte immer, wenn es etwas Neues gab.

„Nehmen Sie den Inspektorwagen und die beiden Trakehner“, rief Tantchen dem Kutscher zu, „die stehen viel zu viel im Stall. Hier ist der Besorgungszettel und der Kartoffelkorb zum Einpacken. Aber verschwaddert nich das Petroleum!“ Mit diesen Ermahnungen entließ die „Gnädige“, mein Tantchen, den Kutscher und mich.

Wir fuhren also los, ich sehr stolz auf dem Sitz neben Kutscher Kardel. Die Memel-Landschaft fuhr mit. Gelbe, schwere Kornfelder wechselten mit grünen Wiesen, auf denen schwarz-weißes Herdbuchvieh gemächlich weidete und wiederkäute. Zwischen dem Korn leuchteten blaue Kornblumen und roter Mohn, im Hintergrund dunkelten Wälder, und über allem spannte sich der hohe, klare Augusthimmel. Ich war wunschlos glücklich und bewunderte die drallen, blanken Hinterbacken der beiden Pferde, die vor mir im gleichen Rhythmus hin und her und hin und hin schaukelten. Ab und zu hob eins der Pferde den langen Schwanz und ließ etwas duftendes fallen, was man als „Äppel“ bezeichnete.

Gehört das alles meinem Onkel?“ erkundigte ich mich bei Kutscher Kardel, denn er war in meinen Augen allwissend. War er doch Herr über 60–70 Pferde und die Hietscherchen in den Ställen. Ich beschrieb mit dem Arm einen großen Bogen und umfaßte damit alles, was ich sah. Ich bezog aber auch den Wassergeruch mit ein, den der Sommerwind vom Haff und der Memel herübertrug.

„Nicht ganz, Marjellchen“, dämpfte Kutscher Kardel meinen optimistischen Größenwahn. „Aber so an die 6000 Morgen gehören ihm schon.“

Ich fand die Zahl imponierend und war zufrieden. In der Kreisstadt wurde vor dem Gasthaus abgeschirmt. Brav standen die Trakehner vor dem jetzt losen Wagen und schnaubten in den Hafersack, der ihnen umgehängt wurde. Eilfertig kam der Lehrling herausgestürzt und nahm den Besorgungszettel und Korb mit, denn Onkelchen war ein guter Kunde. In die dumpfe, immer nach Tabak und Bier riechende Gaststube zu gehen, weigerte ich mich entschieden und blieb vor dem Schaufenster stehen.

„Ich geh man nur ein Schubberchen Bier trinken“, sagte der Kutscher zu mir und entschwand. Interessiert besah ich die Auslagen, wo zwischen Waschlupfer auch Bonbons und Heringe angepriesen wurden. Der Lehrling hatte inzwischen den Korb gefüllt und versteute ihn neben anderen Tüten auf dem Hintersitz. Mir drückte er eine Tüte „Magrietsch“ in die Hand und sah mich „liebepoll“ an. Ich war noch nicht so weit, daß ich für 15jährige feurige Blicke von Lehrlingen Verständnis hatte und wandte mich den klebrigen, roten, grünen und gelben Magrietsch-Glasbonbons zu.

Und dann geschah es! Auf den Katzenköpfen des Marktplatzes landete flügel-schlagend und klappernd ein Jungstorch! Unsere Pferde waren an Störche auf dem Dachfirst der Stallungen gewöhnt und kümmernten sich auch nicht um sie, wenn sie fröschesuchend auf den Wiesen stolzierten; aber ein Storch auf dem Marktplatz? Das war ja noch schlimmer als die stinkenden Autos, die sie auf den Chausseen trafen und bei denen es gegen ihre Pferdeehre

ging, sie vorbeifahren zu lassen. Und so setzten sie sich in Galopp und rissen aus. In hohen Sprüngen jagte natürlich der Wagen mit entsetzlichem Krach hinterher. Der Storch stand verdattert und stumm auf dem Marktplatz. Ihm hatte es das Klappern verschlagen! Er hatte es doch wirklich nicht böse gemeint, und außerdem hatte er eine sehr wichtige und dringende Nachricht vom Gut zu bringen. Aber niemand verstand ihn, den Armen! Ich stand ebenso stumm mit meinen Magrietsch da, aber fasziniert beobachtete ich die nicht alltägliche Schau.

Inzwischen stürzte Kutscher Kardel aus der Gaststube. „Warscht ju Krät woll stohne“, schrie er erbost. Aber die „Krät“ verschwanden eben um die nächste Ecke in Richtung Heimat. Der Kutscher und einige andere Männer rannten den Pferden nach, doch was sie auf der Landstraße erblickten, war nur eine große Staubwolke. Der große Kartoffelkorb mit den Einkäufen hatte das ewige Gehopse satt gehabt und war vom Wagen „gesprungen“. Mehl, Essig, Schmierseife und auch das Petroleum, alles hatte sich selbständig gemacht und lag friedlich durcheinander im Straßenstaub. „Wie kommen wir nach Haus?“ erkundigte ich mich, als die Männer außer Puste wieder bei mir ankamen.

Aus der Nähe unseres Gutes war zufällig ein Kastenwagen da, und er nahm uns zu meiner besonderen Freude mit. Ich kauerte



Alfred Hein

## Heimatseliges Sonett

Heimat ist das Lied der Erde,  
das für dich, der lang verschollen,  
aus den düfte-überevollen,  
friedestillen Tiefen singt.

Ach, zwei Blumen, ein paar Pferde,  
ja, noch ein Gewittergrollen,  
das mit tollem Wolkenrollen  
in das Land der Kindheit dringt, —

alles ist ein Dir-Begegnen,  
wie sehr Liebende sich segnen.  
Gott sagt „Heimat!“ nachts mit Sternen.

Finden Winde dich aus Fernen,  
spricht vorm Vaterhaus die Eibe,  
die Jahrhunderteinsame: o bleibe!



mich hinten rein, neben ein entzückendes junges Kälbchen, das mich wahrscheinlich für seine eben verlassene Mutter hielt, denn es beleckte mich jammernd und lutschte an meinem Rock. Es tat mir leid, und ich flüsterte ihm zum Trost ein Märchen ins Ohr wie es Mutti tat, wenn ich krank war.

Kopfschüttelnd besahen sich die beiden Kutscher den Unglückshaufen auf der Straße und retteten in den leeren Korb, was noch zu retten war. Und das war wenig genug, denn das „Petroljum“ war ausgeschwaddert und stank gen Himmel.

„Wenn das man gut gegangen is“, brummelte unentwegt Kutscher Kardel, denn sein schlechtes Gewissen wegen des Bierchens regte sich. Es war aber alles gut gegangen und wir trafen weder zwei verunglückte Pferde noch einen demolierten Wagen.

„Die Pferd' sind all da“, begrüßte uns Minna, die Herrschaftsköchin. „Ganz friedlich kamen sie angezottelt. Wo sind die Einkäufe, und wo is die Hebamme?“

„Warum Hebamme? Die liegt nich auf der Straße, nur die Einkäufe, verkündigte ich vorwitzig.“

„Ach Gottche nei, diese Mannslüd!“ Minna war fassungslos. „Der Waschkeneitschen ihre Urte liegt in Wehen, und wir haben telefoniert an das Geschäft, ihr sollt gleich die Hebamme aufladen und mitbringen!“

„Darum also war unser Storch da“, jubelte ich los, „wir haben bloß nicht verstanden, was er auf dem Markt wollte, aber die Pferde haben es verstanden und sind schnell heimgerannt!“ Ich war außer mir vor Entzücken.

Kopfschüttelnd betrachtete mich Minna. „Bei dir piept's wohl“, meinte sie und wandte sich an den Kutscher Kardel: „Jetzt schnell noch mal zurück, und hol die Hebamme. Es pressiert!“

Ich fuhr aber nicht mehr mit!

## 6. Jugendrundbrief der Memelländer

Liebe junge Memelländer!

Ich bedanke mich auf diesem Wege für Kartengruß und Brief von den Teilnehmern der Jugendfreizeit in Büdingen Anfang August. Wie ich schon gehört habe, hat es allen dort gut gefallen. Hoffentlich habt ihr auch Adressen ausgetauscht, damit ihr gegenseitig in Verbindung bleiben könnt. Wenn irgend jemand noch eine Adresse braucht, schreibt an mich!

Ich darf mich jetzt hauptsächlich an alle jungen Memelländer im Westen (Nordrhein-Westfalen) der Bundesrepublik wenden:

**Achtung!** Wir führen ein Wochenendseminar durch in der Jugendherberge von Iserlohn in Westfalen von Freitag, den 13. Oktober abends bis Sonntag, den 15. Oktober mittags, für 12 bis 25jährige Mädchen und Jungen bzw. Damen und Herren. Es soll ein „musisches“ Wochenende werden, wir wollen uns mit Tanz, Spiel und dem Humor unserer memelländischen Heimat befassen. Es wird sehr lustig werden. Auch eine abendliche Lampionfahrt auf einem See in der Nähe ist geplant. Am Sonnabend wird die Memelland-Jugendgruppe aus Iserlohn geschlossen dabei sein. Als Referent hat der allen bekannte Memeler „Theatermann“ Klaus Reuter schon zugesagt. Sein Name bürgt für Qualität. **Leitung des Seminars: Wolfgang Stephani.** Leider muß ich darauf hinweisen, daß wir für dieses Seminar nur sehr beschränkte Mittel zur Verfügung haben und daher nicht in der Lage sind, die Fahrtkosten aus der ganzen Bundesrepublik angemessen zu ersetzen. Es muß sich daher jeder, der teilnehmen will, selbst überlegen wie er zurechtkommt.

Hier die finanziellen Bedingungen: Jeder, der über die volle Zeit (Freitagabend bis Sonntagmittag) am Wochenendseminar teilnimmt, hat einen Lehrgangsbeitrag von 10 DM zu entrichten. Teilnehmer nur für Sonnabend (tagsüber) 5 DM. Wir erstatten allen Teilnehmern des Seminars die Kosten für Hin- und Rückfahrt, welche 15 DM überschreiten, bis zur Höhe von 50 DM. Beispiel: Fahrtkosten für Hin- und Rückfahrt 65 DM. Da wir den Betrag von 15 DM bis 50 DM ersetzen, ist der Eigenanteil 30 DM.

Jeder, der sich bei mir anmeldet, bekommt noch eine genaue Benachrichtigung mit Programm. **Anmeldeschluß: 1. Oktober.** Die Mitgliedschaft in einer Landsmannschaft oder Memellandgruppe ist nicht Voraussetzung für die Teilnahme an diesem Wochenendseminar. Jeder zwischen 12 und 25 Jahren kann sich melden. Also meine Bitte an Alle, besonders aber aus dem westdeutschen Raum: Anmelden und mitmachen!

Mit heimatlichen Grüßen  
**Wolfgang Stephani**

## Kleine Heimatnachrichten

### Wieder eine neue Memelstraße

Unser Leser Horst Baltruschat aus 336 Osterode 11, Unterdorf 49, teilt uns mit, daß in der schönen Harzstadt eine Straße in Memeler Weg umbenannt wurde.

In unserer seit anderthalb Jahrzehnten laufenden MD-Straßenaktion ist dieses der 214. Erfolg. Unsere Leser sammeln nicht nur die bereits vorhandenen Memeler Straßen – sie haben in vielen Fällen durch Anträge bei Stadtverwaltungen und Gemeinden die Neubenennung von Memeler Straßen durchsetzen können. Wer wird uns die nächste Erfolgsmeldung bringen?

### Kanalisationsarbeiten in Heydekrug

Unweit des Postamtes von Heydekrug ist die Straße aufgebaggert worden. Hier wird eine neue Kanalisation mit großen Zementrohren verlegt. Während anderweitig die Straße schon geschlossen ist, hat man hier Schwierigkeiten mit den Resten einer alten Vorflutbrücke aus deutscher Zeit.

Heydekrug hat sich in den letzten Jahren enorm entwickelt. Die Straßen sind voller Menschen, Autos und Motorräder, allerdings auch voller Staub. Sehr rege ist die Stadtgärtnerei, die Linden und Rotdorn an den Straßen gepflanzt hat und überall Blumenbeete anlegt, wo sich nur ein Plätzchen dafür bietet.

## Wir gratulieren

**Frau Anna Mainus**, geb. Rauba, zu ihrem 87. Geburtstag am 11. August. Vor der Vertreibung hatte sie zusammen mit ihrem Ehemann Michael in Tennetal, Kr. Heydekrug, ihren Wohnsitz. Nun hat sie bei ihrer Tochter Grete, liebevoll betreut, in 845 Amberg/Oberpfalz, Holbeinstraße 16, eine neue Heimat gefunden, wo sie bei guter Gesundheit und geistig regsamer Aktivität einen sonnigen Lebensabend verbringt. Zu ihrem Ehrentag wünschten ihr ihre zahlreichen Kinder, Enkel und Verwandten alles Gute. Das MD schließt sich, wenn auch verspätet, diesen Wünschen an.

**Michel Seigies**, früher Memel, Gr. Wasserstraße 16/17, jetzt in Köln-Vingst, Nobelstraße 26, der am 27. September 80 Jahre alt wird. Viele seiner ehemaligen Arbeitskollegen werden sich seiner noch erinnern und an eine mit ihm gemeinsam verlebte schöne Zeit denken. In Puralen bei Memel geboren, arbeitete er bei verschiedenen Firmen in Memel, unter anderem beim Sägewerk Schmidt, in der Union-Fabrik und bis zur Vertreibung bei der Firma Domscheit. Am 22. 12. 1916 heiratete er seine Frau Gertrud, geb. Jurgans. Aus dieser Ehe entstammen 9 Kinder, von denen zwei bald



nach der Geburt starben, ein Sohn im Alter von 20 Jahren fiel im Kriege. Fünf Töchter und ein Sohn leben, davon eine Tochter und der Sohn heute noch im Haushalt der Eltern. Sehr umsorgt werden beide Elternteile, deren Gesundheit nicht mehr sehr gut ist, von ihrer ebenfalls in Köln lebenden Tochter Anna Hoffmann.

Michel Seigies diente von 1911 bis 1918 bei der Kriegsmarine, war Obermatrose auf verschiedenen Torpedobooten und machte die Schlacht bei Skagerrak mit. Zwei der Torpedoboote, auf denen er fuhr, sanken, jedoch kam er mit dem Leben davon. Wie fast alle Memeler, mußten Seigies auf die Flucht. Von 1944 bis 1945 in Sachsen, von 1946 bis 1960 in Hönau-Lindorf bei Bremervörde, nahmen sie dann anschließend ihren endgültigen Wohnsitz in Köln, um in der Nähe ihrer Tochter Anna zu sein. Kummer macht dem Jubilar der nicht sehr gute Gesundheitszustand seiner Ehefrau, die er liebevoll umsorgt. Sehnsüchtig wird jeden Monat die Heimatzeitung, das Memeler Dampfboot erwartet, das sie zeitlebens halten. Am 27. September werden alle Kinder, Enkelkinder und Urenkel, die zum Teil sehr weit entfernt wohnen, bei ihrem Vater und Opa sein, um ihn sehr herzlich zu gratulieren und ihm von Herzen zu wünschen, daß er allen noch recht lange erhalten bleiben möge. Das MD gratuliert nicht weniger herzlich.

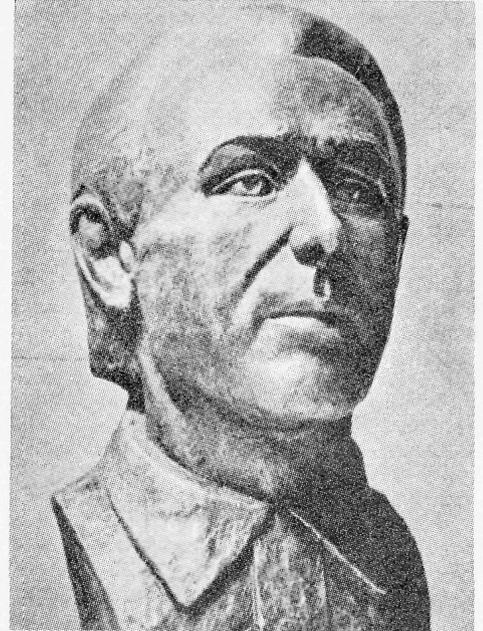
**Martin Naujoks**, jetzt wohnhaft in 41 DU-Hamborn, Aachener Str. 1, im ersten Weltkrieg 1914/18 schwer kriegsbeschädigt und stark gehbehindert, feiert am 12. Oktober seinen 80. Geburtstag. Mit allen Freunden und Bekannten gratuliert auch das MD recht herzlich.



**Martin Karallus**, Landwirt aus Wannaggen, Kr. Memel, wohnhaft in 491 Lage, Lindenstr. 13, feierte, nach einer schweren Krankheit und einem längeren Krankenhausaufenthalt, wieder bei guter Gesundheit am 14. September seinen 78. Geburtstag. In Norkaten/Kebbeln, Kr. Memel geboren, heiratete er 1919 bei Dreyzas in Wannaggen ein. Seine Ehefrau Marie schenkte ihm vier Kinder, von denen eins während der Flucht starb. Sie starb schon 1928 nach einer Geburt. 1930 heiratete er Hedwig Strangulius aus Daugmanten. Aus dieser Ehe kommen auch vier Kinder. Trotz der wirtschaftlichen Schwierigkeiten im Memelland konnte Martin Karallus eine Hofstelle mit 20 Morgen dazu kaufen und den Betrieb auf 60 Morgen erweitern. Bis zur Flucht lebte er in guter Eintracht mit seinen Nachbarn Jakob Pareigies, Michel Tamoschus, Kristoph Konrad, Martin Kalwellis/Mertineit und hält heute noch Verbindung mit mehreren Wannaggen. Er gehörte bis zur Flucht dem Gemeinderat an und nahm die Aufgaben eines Ortsbauemführers wahr. Heute führt er ein beschauliches Leben als Rentner und erzählt seinen 15 Enkelkindern, wie schön es einmal in der Heimat war. Seine 7 Kinder und alle Bekannten wünschen ihm weiterhin Gesundheit und Lebensfreude. Auch das MD gratuliert herzlich.

### BERICHTIGUNG

In unserer Ausgabe Nr. 8 vom 20. August gratulierte die Hamburger Frauengruppe unserem durch seine Heimatarbeit in der Memellandgruppe Hamburg gut bekannten Landsmann Elbe zu seinem 72. Geburtstag. Sein Vorname ist versehentlich mit August angegeben, er muß richtig Gustav heißen, was unsere Leser wohl schon selbst festgestellt haben werden.



### Hat Donelaitis so ausgesehen?

Der preußisch-litauische Pfarrer Christian Donelaitis wird von den Litauern als einer ihrer großen Dichter verehrt. Litauisch-russische Grabungen in Donelaitis' Sterbeort Tolmigkeitken brachten ein Skelett zu Tage, von dem man annimmt, daß es das des Dichters der „Metai“ ist. Nach dem Schädel haben nun litauische Wissenschaftler diese Plastik schaffen lassen, die das wahrscheinliche Aussehen des wortgewaltigen Pfarrers zeigt – immer vorausgesetzt, daß man wirklich das richtige Skelett gefunden hat.

## Das geht Alle an!

### 31. 12. 72: Fristenablauf

Am 31. 12. 1972 laufen im Bereich des Lastenausgleichs wichtige Fristen ab. Vertriebene und Kriegssachgeschädigte müssen bis zu diesem Zeitpunkt den Antrag auf Zuerkennung der Hauptentschädigung gestellt haben. Der Antrag auf Zuerkennung wurde in der Regel nicht zugleich mit dem Antrag auf Schadensfeststellung gestellt; in Zweifelsfällen ist Rückfrage beim Ausgleichsamt anzuempfehlen. Deutsche aus der sowjetischen Besatzungszone müssen bis zum 31. 12. 1972 ihren Schadensfeststellungsantrag beim Ausgleichsamt eingereicht haben. Für Spätaussiedler und nach dem 31. 12. 1969 im Bundesgebiet eingetroffene Zonenflüchtlinge bestehen Sonderregelungen, die beim Ausgleichsamt erfragt werden können.

### Wer kann Vertreibungsschäden geltend machen?

### Staatsangehörigkeits- und Stichtagsvorschriften des LAG und des RepG

Vertreibungsschäden kann der Geschädigte nur geltend machen, wenn er am 31. Dezember 1952 seinen ständigen Aufenthalt im Geltungsbereich des Grundgesetzes oder

in Berlin (West) gehabt hat. Gleichgestellt ist, wer am 31. Dezember 1950 seinen ständigen Aufenthalt im Geltungsbereich des Grundgesetzes einschließlich Berlin (West) gehabt hat oder wer seinen ständigen Aufenthalt in diesem Gebiet seit Eintritt des Schadens und vor dem 31. Dezember 1952 mindestens ein Jahr gehabt hat und von dort in einen Staat verlegt hat, der nicht zu den Aussiedlungsgebieten gehört. Gleichgestellt ist ferner, wer aus der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands oder aus dem Sowjetsektor von Berlin, ohne daß er dort durch sein Verhalten gegen die Grundsätze der Menschlichkeit oder Rechtsstaatlichkeit verstoßen hat, im Wege der Notaufnahme oder eines vergleichbaren Verfahrens zugezogen ist und am 31. Dezember 1961 oder am 31. Dezember 1964 seinen ständigen Aufenthalt im Geltungsbereich des Grundgesetzes oder in Berlin (West) gehabt hat.

Die Voraussetzung des Satzes 1 gilt auch dann als erfüllt, wenn der Geschädigte 1. am 31. Dezember 1952 seinen ständigen Aufenthalt im Ausland hatte und 2. nachweislich sich rechtzeitig vor diesem Zeitpunkt bemüht hat, seinen ständigen Aufenthalt im Geltungsbereich des Grundgesetzes oder in Berlin (West) zu nehmen, an der tatsächlichen Aufenthaltnahme aber dadurch gehindert war, daß ihm die zur Aus- oder Einreise erforderlichen Urkunden nicht rechtzeitig ausgehändigt worden sind und 3. nach Aushändigung dieser Urkunden unverzüglich seinen ständigen Aufenthalt im Geltungsbereich des Grundgesetzes oder Berlin (West) genommen hat.

Liegen die Voraussetzungen des Absatzes 1 nicht vor, so kann ein Geschädigter Vertriebungsschäden nur geltend machen, wenn er nach dem 31. Dezember 1952 ständigen Aufenthalt im Geltungsbereich des Grundgesetzes oder in Berlin (West) genommen hat 1. spätestens sechs Monate nach dem Zeitpunkt, in dem er die zur Zeit unter fremder Verwaltung stehenden deutschen Ostgebiete oder das Gebiet desjenigen Staates, aus dem er vertrieben oder ausgesiedelt ist verlassen hat, oder 2. als Heimkehrer nach den Vorschriften des Heimkehrergesetzes vom 19. Juni 1950 in der jeweils geltenden Fassung, oder 3. als Sowjetzonenflüchtling (§ 3 des Bundesvertriebenengesetzes) oder als zurückgekehrter Evakuiertes im Sinne des Bundesevakuiertengesetzes, oder 4. im Wege der Familienzusammenführung mit einer Person, die unter 1, 2 oder 3 unter Absatz 1 fällt.

Als Familienzusammenführung gilt die Zusammenführung von Ehegatten, von minderjährigen Kindern zu den Eltern, von hilfsbedürftigen Eltern zu Kindern, wobei auch Schwierigkeiten zu berücksichtigen sind, wenn das einzige oder letzte Kind verstor-

ben oder verschollen ist, von hilfsbedürftigen Großeltern zu Enkelkindern, von volljährigen hilfsbedürftigen oder in Ausbildung stehenden Kindern zu den Eltern, von minderjährigen Kindern zu den Großeltern, wenn die Eltern nicht mehr leben oder sich ihrer nicht annehmen können, von minderjährigen Kindern zu Verwandten der Seitenlinie bis zum dritten Grade, wenn Verwandte aufsteigender Linie nicht mehr leben oder sich ihrer nicht annehmen können, von hilfsbedürftigen Geschädigten zu Verwandten der Seitenlinie bis zum dritten Grade, wenn nähere Verwandte nicht mehr leben oder sich ihrer nicht annehmen können.

Wer das 65. Lebensjahr vollendet hat, gilt stets als hilfsbedürftig, sofern er im bisherigen Aufenthaltsgebiet ausreichende Pflege nicht erhalten hat und nicht erhalten konnte. Bei Zuzug aus dem Ausland muß die Familienzusammenführung spätestens am 31. Dezember 1961 vollzogen sein.

Bei Fristen nach Nummer 1 werden solche Zeiten nicht mitgerechnet, in denen ein Vertriebener nach Verlassen eines Staates des Vertriebungsgebietes aus dem er vertrieben oder ausgesiedelt worden ist, in einem anderen der dort bezeichneten Staaten sich aufgehalten hat, ferner nicht solche Zeiten, in denen er oder ein mit ihm ausgesiedelter Familienangehöriger im Anschluß an die Aussiedlung erkrankt und infolgedessen zur Fortsetzung der Reise außerstande war, sowie solche Zeiten, in denen er oder ein mit ihm ausgesiedelter Familienangehöriger in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands oder im Sowjetsektor von Berlin aus Gründen, die er nicht zu vertreten hat, gewaltsam festgehalten worden ist; die Frist nach Nr. 1 gilt auch als gewahrt, wenn ein Vertriebener nach der Vertriebung oder Aussiedlung sich in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands oder im Sowjetsektor von Berlin oder in einem Staat, zu dessen Leistungen für Schäden im Sinne dieses Gesetzes die Bundesrepublik Deutschland durch keinerlei finanzielle Aufwendungen auf Grund besonderer Verträge beiträgt, aufgehalten und nachweislich rechtzeitig vor Fristablauf bemüht hat, seinen ständigen Aufenthalt im Geltungsbereich dieses Gesetzes zu nehmen, daran aber dadurch gehindert war, daß ihm die zur Weiterreise erforderlichen Urkunden nicht rechtzeitig ausgehändigt worden sind, und wenn er nach deren Aushändigung unverzüglich seinen ständigen Aufenthalt im Geltungsbereich dieses Gesetzes genommen hat.

Ohne Rücksicht auf den in Absatz 1 genannten Stichtag kann ein Geschädigter einen Vertriebungsschaden geltend machen, wenn er als Angehöriger des öffentlichen Dienstes vor dem 31. Dezember 1952 seinen ständigen Aufenthalt im Geltungsbereich des Grundgesetzes oder in Berlin (West) in das Ausland verlegt hat.

Ist der Geschädigte als Kriegsgefangener oder Internierter im Sinne des Heimkehrergesetzes oder als ein im Anschluß an die Kriegsgefangenschaft in einem Zwangsarbeitsverhältnis Festgehaltener in fremdem Gewahrsam verstorben, so können seine Erben den Vertriebungsschaden geltend machen, soweit sie in ihrer Person die Voraussetzungen der Absätze 1 bis 3 erfüllen. Ist ein Geschädigter mit ständigem Aufenthalt in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands oder im Sowjetsektor von Berlin vor dem 1. Januar 1965 verstorben, so können seine am 31. Dezember 1964 vorhandenen Erben oder weitere Erben den Vertriebungsschaden geltend machen, soweit sie oder vorausgegangene Erben des Geschädigten in ihrer Person die Voraussetzungen der Absätze 1 bis 3 erfüllen.



Bei allen Heimattreffen wirb für Dein  
MEMELER DAMPFBOOT

**Berlin:** Unser nächstes Treffen findet statt am **1. Oktober, 16 Uhr**, in unserem Vereinslokal „Schillerglocke“, 1 Berlin 12, Schillerstr. 63/Ecke Krumme Straße. Wir feiern unser **Erntedankfest** mit kleinen Überraschungen. Um zahlreiches Erscheinen bittet **Der Vorstand**

**Celle u. Umgebung:** Am **Sonntag, dem 1. Oktober, pünktlich um 16 Uhr**, findet ein Treffen mit einer Abordnung der Memellandgruppe **Hannover** in Celle im Hotel „Die blühende Schifffahrt“, Fritzenweise 39, statt.

#### Tagessordnung:

1. Begrüßung
2. Gemeinsame Kaffeetafel
3. Erntedankfest: Landsm. Walter Nopens
4. Lichtbildervortrag über unsere Heimat, Bundesgeschäftsführer Görke.

Zu diesem Treffen werden alle Landsleute mit ihren Freunden und Bekannten herzlich eingeladen. Die Jugend darf dabei nicht fehlen. Jeder Teilnehmer erhält unentgeltlich 2 Stücke Kuchen. — Damit das Fest planmäßig abgewickelt werden kann, ist pünktliches Erscheinen unbedingt notwendig. Bitte, erfreuen Sie die Landsleute aus Hannover durch Ihre Teilnahme!

**Der Vorstand**

**Hamburg:** Am **Sonntag, dem 7. Oktober**, haben wir mit den LO-Bezirks-Gruppen Barmbek und Lokstedt unsere diesjährige **Erntefeier** in der Gaststätte „Feldeck“, Feldstr. 60. **Beginn 16 Uhr!** Ausgestaltung unter Leitung von Frau Ursula Meyer, bei der viele Landsleute aus allen Gruppen mitwirken! Unsere Landsleute und ihre Familien sind herzlich eingeladen. Bitte diesmal darauf zu achten, daß die Veranstaltung am **Sonntag** ist. **Der Vorstand**

**Frauengruppe Hamburg:** Die Frauengruppe Hamburg feiert ihr **Erntedankfest** in gewohnter Weise am **14. Oktober, 16 Uhr**, im „Feldeck“, Feldstraße. Wir freuen uns, dort alle Memeler Frauen wiederzusehen, da das Sommerprogramm jetzt beendet ist, und wir uns in Zukunft nur im „Feldeck“ treffen. **G. V.**

**Hannover:** Sonntagsfahrt zum Erntedanktag nach **Celle** zur Memellandgruppe **Celle** am **1. Oktober**. Rückfahrkarte Bundesbahn bei Gruppenfahrt ab 10 Teilnehmern 5,40 DM pro Person. Rechtzeitige Anmeldung erbeten an die Geschäftsstelle 3 Hannover, Goebenstr. 42, Gerlach. Tel. 620471. **Der Vorstand**

**Hannover:** Zu einem **Heimattag** anlässlich des 10jährigen Bestehens der Frauengruppe am **Sonntag, dem 22. Oktober, um 15 Uhr** in den Bahnhofsgaststätten/Hauptbhf., sind alle Landsleute und Gäste herzlich eingeladen. **Gerda Gerlach**, Leiterin der Frauengruppe

**Mannheim:** Am **Samstag, dem 21. Oktober, um 20 Uhr**, im Eichbaum-Stammhaus Bericht mit Dia-Vortrag von Pfarrer **Payk** über seine Reise nach Ostpreußen im Juli dieses Jahres. **Der Vorstand**

## Unsere Rätselecke

### Eine Alarmvorrichtung

As — Ton — Nie  
Wind — Ina — Nerz  
Rot — Mai — Nu  
Oel — Elf — Kant  
Uno — Tag — Ar  
Eis — Fee — Lu

An jedem der obigen drei kleinen Wörter ist ein Buchstabe zu streichen. Die verbleibenden Reste werden zusammengezogen, so daß Hauptwörter entstehen. Die Anfangsbuchstaben der neuen großen Wörter, nennen von oben nach unten gelesen, eine Alarmvorrichtung.

(Auflösung in der nächsten Nr. des MD)

## Memeler Dampfboot

### DIE HEIMATZEITUNG ALLER MEMELLÄNDER

Herausgeber **F. W. Siebert**, 29 Oldenburg, Ostlandstr. 14 A, Telefon 0441-33170. Schriftleitung **F. W. Siebert** unter Mitarbeit von **H. A. Kurschat**, 87 Würzburg-Heidingsfeld, Nikolaus-Fey-Straße 72, Tel. 0931-705428. Artikel, die mit dem Namen des Verfassers oder seinen Initialen gezeichnet sind, stellen die Meinung des Autors dar, nicht unbedingt die Meinung des Verlags und der Schriftleitung. Einsendungen nur an den Verlag „Memeler Dampfboot“, 29 Oldenburg, Ostlandstr. 14 erbeten. — Druck und Versand **Werbedruck Köhler u. Folmer**, 29 Oldenburg, Ostlandstr. 14. Bankverbindungen: **Oldenburgische Landesbank AG**, Konto Nr. 56884; **Volksbank Oldenburg**, Konto Nr. 23495. Postscheckkonto: **Werbedruck Köhler u. Folmer**, Hannover Nr. 229 46. — Bezug durch alle Postanstalten. — Vierteljährlicher Bezugspreis 4,80 DM.

Am 1. September 1972 feierten unsere lieben Eltern  
**Erich Kühnast und Frau Meta, geb. Bandße**  
 aus Bad Marienberg, Berliner Str. 1 (Westerwald), früher  
 Czutellen, Kr. Memel (Ostpr.), das Fest der

*Silbernen*  *Hochzeit*

Es gratulieren recht herzlich und wünschen weiterhin alles  
 Gute  
**Renate und Gerhard Kühnast  
 und alle lieben Verwandten**

Herzliche Glückwünsche zum

 **85** *Gebürtstag*

am 1. September 1972 unserer lieben Mutter

**Frau IDA ROCHELMEYER**

mit den besten Wünschen für noch viele gesunde Lebens-  
 jahre.

**Dein Sohn Kurt mit Frau Lydia  
 und Enkel Werner**

**8 München 45, Käuzchenweg 14**

*Herzliche Glück- und Segenswünsche  
 unserem Vater Michael Rogat*

zu seinem  **85** *Gebürtstag*

am 9. September

3225 DÜINGEN

von seinen Kindern

Wir haben in aller Stille nach  
 kurzer, schwerer Krankheit unsere  
 liebe Mutter, Schwiegermutter,  
 Großmutter und Urgroßmutter

**Maria Armonies**

geb. Lauersdorf

im Alter von 91 Jahren zu Grabe  
 getragen.

In stiller Trauer:

**Ande Rugullis, Tochter  
 Adolf Rugullis, Schwiegersohn  
 und alle Angehörigen**

**8051 Günzenhausen, Kirchstr. 5  
 früher Bruschen, Kr. Heydekrug**

**KURENWIMPEL,**  
 handgeschnittene Elche liefert

**R. Pietsch**

**294 Wilhelmshaven  
 Mozartstr. 20**

Bestellungen für Weihnach-  
 ten bitte bald aufgeben.

**Sonderangebot!**

Heim- u. Straßenschuh aus  
 echtem Filz mit Krimmer-  
 besatz bis Gr. 42, Filz-  
 untersohle u. haltbarer  
 Porolaufohle. Gr. 36-  
 42 DM 30.- Gr. 43-46  
 DM 31.50 Nachnahme  
 Schuh-Jöst Abt. F 86  
 6122 Erbach/Odenw.



Nach längerem, schwerem Leiden entschlief plötzlich mein  
 innigstgeliebter Mann, unser lieber Schwager und Onkel

Stauermeister

**Georg Kuniseck**

\* 14. 6. 1891 † 10. 7. 1972

In stiller Trauer  
 im Namen aller Hinterbliebenen:

**Anna Kuniseck, geb. Schicksnus**

**24 Lübeck, Brandenbaumer Landstr. 181  
 früher Memel, Kettenstr. 4**

Nach langer, schwerer Krankheit,  
 jedoch plötzlich und unerwartet,  
 ging heute mein lieber Mann, unser  
 guter Vater, Schwiegervater und  
 Großvater

**Fritz Roggenfeld**

\* 13. 10. 1912 † 15. 8. 1972

für immer von uns.

In stiller Trauer:

**Anna Roggenfeld, geb. Pucknus  
 Kinder und Enkelkinder**

**Wattenscheid, Pulverstr. 26  
 früher Memel**

Nach langem, schwerem Leiden ist  
 am 27. August 1972 mein lieber  
 Vater, Schwiegervater und Schwa-  
 ger, unser guter Onkel

**Robert Preukschas**

zwei Tage nach seinem 77. Geb-  
 urtsfest entschlafen.

In stiller Trauer:

**Kurt Preukschas u. Frau Edith  
 geb. Schulz**

**2 Hamburg 76, Rückertstr. 22 c  
 früher Memel, Fuchsstr. 3**

Die Beerdigung hat am 4. Septem-  
 ber 1972 stattgefunden.

Heute entschlief plötzlich und für  
 uns alle unerwartet mein lieber  
 Mann, unser guter Vater, mein  
 lieber Opi, Bruder, Schwager und  
 Onkel

**Johann Ziepa**

geb. 24. 10. 1902 gest. 11. 8. 1972

In tiefer Trauer:

**Maria Ziepa  
 Manfred Müller u. Frau Ingrid  
 geb. Ziepa  
 Andrea und Anverwandte**

**2242 Büsum, Kattegat 7  
 früher Memel**

Unser lieber Onkel

**Dawid Meyruhn**

geb. 24. 7. 1871 gest. 29. 8. 1972  
 früher Prätzmen

ist von seinem sehr langen, schwe-  
 ren Leiden erlöst.

Egeln bei Magdeburg war seine  
 zweite Heimat geworden. Dort ist  
 er von seiner Frau **Marie Meyruhn**  
 und seinen Kindern **Erich, Ella**  
**und Lilly** zur letzten Ruhe geleitet  
 worden.

**Lotti Dischhäuser, geb. Toleikis  
 Gerda Kiauka, geb. Toleikis  
 Gertrud Milkorb, geb. Toleikis**

**6401 Bimbach, Abt-Bertho-Str. 4**

**Memelländer inserieren  
 im MEMELER DAMPFBOOT**

**Wo fehlt eine?**  
 Bei uns alle Schreibmaschinen.  
**Riesenauswahl,**  
 stets Sonderposten. - Kein  
 Risiko, da Umtauschrecht -  
 Kleine Raten. Fordern Sie  
 Gratiskatalog 835 E  
**NÖTHEL** Deutschlands großes  
 Büromaschinenhaus  
 A. G. - M. Z. H.  
**34 GÖTTINGEN, Postfach 601**

Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung, Liebe – diese drei;  
aber die Liebe ist die größte unter ihnen.  
(1. Korinther, 13. Kapitel)

## Hans Pierach

Rechtsanwalt und Notar

\* 9. Oktober 1901 † 8. August 1972  
in Memel/Ostpr. in Kassel

Im Namen der Angehörigen und Freunde:

Gertrud Pierach, geb. Lemke

35 Kassel, Dingelstedtstr. 5

Fern der Heimat verschied nach kurzer, schwerer Krankheit  
im 73. Lebensjahr mein lieber Mann, unser guter Vater und  
Schwiegevater

## Johann Paura

geb. 11. 1. 1899 gest. 24. 7. 1972

In stiller Trauer:

Emilie Paura, geb. Szameitat  
Walter Paura  
Anneliese Paura, geb. Schemme  
Joachim Paura  
Gertrug Paura, geb. Willeke  
Rita Paura  
Enkelkind Roswitha Paura

479 Paderborn, Balhornstr. 37  
früher Heydekrug, Tilsiter Str. 14

## HERBERT STUMBER

\* 11. September 1924  
in Mestellen, Kr. Heydekrug  
† 17. Juli 1972 in Herdecke-Ruhr

Im Namen der Trauernden:

Erika Stumber  
Sonnild Stumber  
Luise Stumber, geb. Haase  
Gerhard Stumber und Familie

5804 Herdecke-Ruhr, Zeppelinstr. 8

Die Trauerfeier fand am Donnerstag, dem 20. Juli 1972,  
in der Friedhofskapelle an der Zeppelinstraße statt.

Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst.  
Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.

Gott der Herr nahm nach langem, in Geduld ertragenem Leiden  
meinen lieben Mann, Vater, Schwiegervater, Großvater, Bruder,  
Schwager und Onkel

## Ludwig Prusseit

im 83. Lebensjahr von uns.

In stiller Trauer:

Anna Prusseit, geb. Awiszus  
Frieda Zander, geb. Prusseit  
Hellmuth Zander  
Hartmut Zander  
Helga Zander, geb. Storim  
und alle Angehörigen

2 Hamburg, den 7. Juli 1972, Rummelsburger Str. 96  
früher Coadjuthen, Kr. Pögegen  
Die Trauerfeier fand am 14. 7. 1972 auf dem Üjendorfer Friedhof statt.

Du warst uns lieb, Du bleibst uns unvergessen.  
Plötzlich und unerwartet entschlief am 20. 8. 1972 meine liebe  
Frau, gute Mutter, Schwiegermutter, Oma und Uroma, unsere  
Schwester, Schwägerin und Tante

## Anna Gawehn

geb. Klumbis

im Alter von 80 Jahren.

In stiller Trauer  
im Namen aller Angehörigen:  
E. Gawehn

6301 Reiskirchen, Zum Buchwald 7  
früher Kantweinen, Kr. Memel

Nach langem, schwerem und mit großer Geduld ertragenem  
Leiden verschied meine liebe Frau, unsere liebe Mutter, Oma,  
Schwiegermutter und Schwester Frau

## Anna Srugies

geb. Adomeit

\* 26. 10. 1901 † 6. 8. 1972

Ihr Leben war nur Liebe und Sorge für die Ihren.

In stiller Trauer:

Wilhelm Srugies, Gatte  
Willi, Helmut, Gerhard, Heinz, Söhne mit Familien  
und Verwandten

8074 Gaimersheim, Bad Oldesloe, München, Vilshofen u. Lübeck  
früher Medellen, Kr. Heydekrug  
Die Beerdigung fand am 9. 8. 1972 in Gaimersheim statt.

Memelländerin, ev., 52 J., 1,62 gr.,  
schlank, alleinst., sucht Ehepart-  
ner. Bildzuschriften unter MD 698  
an den Verlag des MD erbeten.

### BERICHTIGUNG

In der Anzeige „Goldene Hochzeit  
Gorny“ mußte die Anschrift heißen:  
2 Hamburg 50, Bleickenallee 22,  
und nicht Hamburg 20.

Verlag des „Memeler Dampfböots“

### MEMELLÄNDERIN

Bin 48 Jahre, 1,64 gr., ev. Suche  
netten Menschen kennenzulernen.

Zuschriften, möglichst mit Bild  
(zurück), unter MD 699 an den  
Verlag des MD erbeten.

ZWEI STUDENTINNEN suchen in  
MÜNSTER zwei unmöblierte, neben-  
einanderliegende Zimmer.

Zuschriften unter MD 697 an den  
Verlag des MD erbeten.

**Jeder neue Leser stärkt Deine Heimatzeitung!**